

IM REICH DES DIONYSOS

Auf dem verwunschenen Anstiz **Dolomytos**, hoch über Bozen lebte ein verschrobener Professor sein Ideal: Er bestellte seine Reben wie im antiken Griechenland und suchte nach dem Geheimnis des absoluten Weins



AUS EINER ANDEREN WELT
Dolomytos ist ein Ort von ungeheurer Kraft. Seit der das Gut leitende Winemaster Rainer Zierock 2009 startete, regieren dort die Pflanzen.



MYTHOS

V

TEXT
CLAUDIA FELSNER
FOTOS
MARTIN DÖRNER

DOLMETSCHER
Dolomiten-Enkeltöchter Stefan Weil (oben) und Wini-Consultant Walter Schullian versuchen, die grandiosen Weinberge der Zierock-Weinrebe mit einer behutsamen Vermarktung zusammen zu führen. Zu dessen Leitenden waren Besucher auf dem Gut abgelenkt worden.



Alle Mythen brauchen den Lauf der Jahre, um sich der menschlichen Sphäre völlig zu entziehen und sich im Magisch-Esselbute zu wandeln. Marcello prägt für einen solchen Prozess auch zwei Jahre. Das spritzt der den Wein gut Dolomytos unterhalb von Untertauern im Etschtaal. Auf Schritt und Tritt gibt es seinen Besuchern Einzelfauf.

Im 2009 war dies das Reich von Professor Rainer Zierock, eines weltweit getragenen Weinexperten, der sich bisher zurückgezogen hatte, um einem Mal nachzugehen: dem absoluten Wein, der ohne jegliche technische oder chemische Hilfsmittel produziert wurde. Einem Wein, der die Aromen der Südküste in sich trug, über die der Weinbau vor Urzeiten nach Europa gekommen war. Einem Wein von vollkommener Harmonie, die Zierock wie auch die von ihm verehrten Alten Griechen im Pentag, dem Pentag, vereinfachte sah, und im fünfackigen Stern, dem Pentagramm. Nicht umsonst ließ er an das typische Südküsten Haus, das auf dem Wein gut stand, einen mehrstöckigen Terrassenbau in Form eines Pentagons anlegen, Innenräume in fünfackigen Zimmern umgeben und einen fünfackigen Weinberg für seine Bestellen entwickeln. Probieren durfte dann selbst allerdings kein ein gewöhnlicher Sterbliche. Das große Holter des Guts war fest verriegelt, Besucher wurden selten vorgelesen, und kaum ein Außenstehender hatte eine Chance, eine Flasche Dolomytos zu kaufen. Dem Zierock dachte bis zu seinem Tod vor zwei Jahren nicht im Traum daran, seinen Wein zu vermarkten.

„Er betrachtete jedes einzelne Fass als eines seiner Kinder“, erklärt Stefan Weil, Weinexperte und Leiter des Zierockhaus beim alten Münchner Feinkosthaus Dallmayr. Überwiegend werden vor der Abfüllung des Weines jene Esser aussortiert, die sich nicht den Vorstellungen des Winzers entsprechend entwickelten. Der Inhalt der verbleibenden Fässer wird zu einer Cuvée

vermischt, die eine große Anzahl von Flaschen zu einheitlicher Qualität garantiert. „Kein Zierockdagger“, so Stefan Weil, „wolle jedem einzelnen Fass seinen Charakter belassen, selbst wenn nicht so „abgelesen“ war. Jedes Fass wird einzeln abgefüllt – mit nur hundert Flaschen pro Qualität können Sie aber kaum einen Handlager im Boot holen. Und wenn Zierock ein Jahrgar gar nicht zusagte, schüttete er ihn einfach weg.“

Weil kam zum ersten Mal 2002 mit Dolomytos in Berührung; damals war er bei Dallmayr ein Chef-Weinbändler. In diesem Jahr hatte Zierock seinen ersten Jahrgang abgefüllt, einen schon unglaublich intensiven Weißwein, auf den zehn den folgenden Jahren Zierocks Hauptaugenmerk lag, selbst wenn er auch Rotweine liebte. Ob Weil weiß war, dass ein solcher Wein für das Geschäft Kunden viel zu speziell sein würde, war er nicht so überzeugt. Ein Jahr später gelang es ihm, in Weingut besuchen zu können – Zierock ließ sich gerade für zwei Jahre nach Griechenland zurückziehen, ein Weinbändler von Dallmayr warf ihm Malitäre viel zu kommerziell orientiert prout.

D

as war die Zeit, in der Dolomytos für Stefan Weil zur Hexenmagie wurde. Fast monatlich besuchte er den Anstiz und versuchte mit dessen Tochter, Margit Habeman, eine Vermarktungsstrategie zu entwickeln, die den Besonderheiten von Zierocks Weinen entgegenkam und dennoch einen gewissen monetären Ertrag ermöglichte. Die Pläne gediehen nur bis zu Zierocks Rückkehr in der ersten Begegnung zwischen beiden schied sich viel, und der Wein-Professor hatte den letzten, zurückhaltenden Weil mit der Schwelme von Hof gepost. Dolomytos fiel wieder in den Dornröschenschlaf, die Weinproduktion behielt ihren Laborcharakter, verursachte immense Kosten, die brachte nichts ein.

Inzwischen betrachtet es Margit Habeman, die in einem Feinkosthaus lebt, im Sinne der Wink des Schicksals, dass sie Zierock begegnete.



54

ALP 05 2012

55



DIE BEWERTUNG
 Auf einem Eisbett im
 Jahrgang 2003 hat
 sich Rainer Zerock
 als eine grandiose
 Suppenstutze da, die
 dem Mythos, sich der
 Mensch erhebt
 Der Professor behauptet
 Jede Flasche Wein
 als eines seiner Kinder

Wein hat fünf gleiche Zucken. Die guten Dolomiten-Weine kommen diesem Ideal ziemlich nahe – auch wenn die eine oder andere Schlüsselrolle immer etwas länger aussieht. Und genau das hat sich Zerock in seinen Parzellennotelegne: die Verkostungsergebnisse seiner Lektüre.

„Diese Weine sind für mich bis heute ein absolutes Faszinosum“, sagt Stefan Weik, als er mit Walter Schallan wieder einmal im Weinbauern Doktorzettel steht. „Sie sind unglaublich intensiv und sie weisen keinerlei Alterserscheinungen auf. Da sind Weißweine dabei, die zehn Jahre alt sind, die müssten anderswo längst getrunken sein, bei sind sie noch wie vor perfekt.“

Auch wenn der Wein nicht unbedingt in Rainer Zerocks Sinn gemeint wird, Walter Schallan hat eine andere Wahl. Denn toll sieht die Ernte an – alle hier aber, und auch die Regale für die abgefüllten Flaschen, sind voll. Sie warten Stufen der Garst der Stunde, um einige der Reben herum zu spüren – wohl wissend, dass es sich dabei um ein Rainer Zerocks Vermächtnis handelt, damit diese Weine aber wenigstens ein Publikum herangeführt wird, das dieses zu schätzen weiß.

Denn was die Zukunft von Dolomiten angeht, ist Weik skeptisch. „Auch wenn man bereits ist, ganz in Zerocks Sinn weiterzuarbeiten. Man wird nicht daraus herkommen, wenigstens in bescheidenem Umfang Cuvées zu machen, wo sich das Gut ja wenigstens zum Teil über den Verkauf des Weins refinanzieren muss. Und es macht einen Unterschied, ob jemand regelmäßig, doch in Abständen, die Arbeit am Weinberg kontrolliert, oder ob jemand Tag und Nacht dort oben ist, geht nach seinem Gespür arbeitet, experimentiert und für nichts anderes lebt.“ Die Zeit wird schließlich die Spuren Rainer Zerocks auf Dolomiten verwischen. Was bleibt, ist sein Werk.

FÜR ALPS & CO. die den Dolomiten Wein produzieren, machen, gibt es bei Dolomiten ein Verkaufsgeschäft mit dem Namen Dolomiten Wein, Dolomiten 2003, 2004 und 2005 zum Sonderpreis von 19,90 € inkl. Versand. Zustellkosten unter Tel. +49 30 21 35 130 oder www.dolomiten.de



DIE SPUR
 Rainer Zerocks sind
 auch zwei Jahre nach
 seinem Tod noch so
 präsent, dass es den
 Ansehen hat, als kehre
 der Professor jeden
 Augenblick zurück.



Zierock **STREBTE** nach einem Leben in absolutem **EINKLANG** mit der Natur – ein Ideal, das er auch im Weinberg verwirklichte

MYTHOS

das überleben. Doch Zierock wusste genau, was er wollte und was er tat. Er ließ eine steinerne Handheber installieren, eine mechanische Presse wurde erst angeschafft, als die Handheber Jahre später defekt war. Er entwarf eine Weinflasche, deren Quastenflosser zierte, ein Ufisch aus jenen Zeiten, als sich über dem heutigen Südtirol noch ein Meer ausbreitete. Er pflanzte Brennenwurz und Ackerschachtelhalm und kochte aus ihnen eine Saft, den er bei bestimmten Mondphasen auf dem Weinberg ausreichte – Brennenwurz während des Wachstums, Ackerschachtelhalm während des Reifens der Reben. Und er ließ von Arbeitern per Hand einen 50 Meter langen Stollen in den Fels treiben, um den Weinkeller zu erreichen.

Der Tod Rainer Zierocks traf Margrit Halbur, wie ein Schlag, auch wenn er sie in seinen letzten Monaten in seine Methoden, im Weinkeller eingeweiht hatte. Ein renommierter Südtiroler Wein-Corvador, Walter Schullian, bestirnt seitdem das Geschick auf dem Anbau Dolomiten, im Fennchen, im Sirore Rainer Zierocks zu handeln und doch durch den Weinverkauf wenigstens geringe Erträge zu erwirtschaften.

Antonien hat sich dort oben nichts verändert, alles erscheint den Anschein, als hätte der Professor nur eine lange Reise angetreten. Und jede seiner Spuren gibt Ethel auf. Du bist die Erdwärme, ein massives Marmorstück aus dem 18. Jahrhundert, in der Napschorn gebildet haben soll – Zierock bemalte sie mit bunten Szenen aus der Odyssee. Draußen studieren Pflanzen herum, und ab und an graust Wellenschwein Susi, die letzte ihre Art – Zierock hatte ursprünglich zwanzig der stielischen Schweine gehalten, einige aber waren dem Abgrund zum Opfer gefallen. Hoch über dem Gerrieschwaft eine Eisenkulptur, ein von einem menschlichen Mann – Michael Geronzi, der einmilde Bauernführer aus dem 15. Jahrhundert, der den Südtiroler Landwirten zu besseren Lebensbedingungen verhelfen wollte. Warum beschäftigte sich Zierock mit ihm? Sah er eine Parallele zu der Situation heutiger Südtiroler Bauern, die zu einem großen Teil nur noch im Nebenerwerb von ihrem

Hilfen leben können – oder aber sich der Massenproduktion verschreiben müssen? Zierock unterrichtete Weinbauern, hoffte ihnen seine Ansichten und Methoden zu verbriefen, konnte sich wegen seiner Verschränktheit aber nur bedingt Gehör verschaffen.

Die eigenartige Skulptur im Garten entwarf er selbst, ebenso wie die Etiketten für seine Weine. Jeder hatte einen eigenen Namen und ein eigenes Dekor. In einem großen Raum mit traumhafter Aussicht sind alle Dolomiten-Elkanten am Fenster geklebt. Besonders ins Auge fällt eines für den Jahrgang 2005 „Selbstportrat“ steht darunter, und „Prometheus, triumphierend“ Vorstand sich Rainer Zierock als Prometheus, der der griechischen Sage nach erst die Menschen erschuf und ihnen dann, sehr zum Geiß der Götter, das Feuer brachte? Sah er sich so, weil es ihm gelungen war, den Göttern und seinem Weinberg einen wirklich vollkommenen Wein abzurufen? Hat alle diese Frage wird es nie mehr eine Antwort geben.

Wenigstens ein anderes Ethel, das dieser Raum erfüllt, lässt sich lesen: In den Pflanzhöfen sind in hellen Holz feinstückige Sterne angeplankt – ihre Form ist jedoch nicht ganz regelmäßig, meist schließt eine Zuckerkante in die Länge. „Das hat mit einem Verkostungsschema für Wein zu tun, das Zierock entwickelt hat“, schwärmt Stefan Biehl. „Zierock empfand das Scherza, nach dem Sinne üblicherweise bewertet werden, als unbefriedigend, weil hier nur einzelne Qualitäten untersucht und in Pflanzhöfen gelöst werden, die nur zum Schluss zusammengeführt werden, die man zum Schluss zusammenfügen werden. Deshalb suchte er nach einer Methode, die die einzelnen Komponenten zueinander in Beziehung setzt.“ In einem feinstückigen Schema werden verschiedene Eigenschaften eines Weins – Bouquet, Säure, Tannine, Estrich – abgelesen. Zierock die Intensität des Geschmacksindrucks und Harmonie – festgehalten, anschließend wird anhand der Werte ein Pentagramm gezeichnet. Je stärker der Eindruck, desto länger wird die Zuckerkante. Der ideale

DER ERKENNUNGSSCHLÜSSEL
der Dolomiten-Weine ist der in die Flaschen angeprägte Quastenflosser, der im Südtirol nicht, als das Land noch ein Meer bedeckte war. Er steht auch das Emblem am Eingang.



S

solange man nichts über die Lebdöller und Tobler weiß, ist dieser Kaufmann-Clan unüberschaubar. Wenn man Kaufmann im Zusammenhang mit dem Beggerwald googelt, finden sich einfach zu viele Leute, die diesen Namen tragen. Ergibt rühliche Zimmerleute und eine große Holzbaubüro, die vor einem Kaufmann geführt wurden. In der Gegend leben und wirken vier bekannte, mit vielen Auszeichnungen dekorierte Architekten, die Kaufmann heißen: Leopold, Oskar Leo, Hermann, Johannes. Es gibt eine Susanne Kaufmann, die eine erfolgreiche Naturkosmetiklinie hat und das Spa-Hotel Post führt, dann fällt noch eine „Frau Kaufmann“ auf, die es im kleinen Ortschaften Egg mit ihren Kochkursen schon mehrmals im Fernsehen gebracht hat. Ist das Zufall mit dem gleichen Namen?

Man muss schon nach Bezau fahren, um herauszufinden, wie und ob das zusammenhängt – ins Hotel Post, das Susanne Kaufmann führt und das mehrere Architekten mit dem Namen Kaufmann erweitert oder modernisiert haben. Bezau ist eine kleine Marktgemeinde in Beggerwald, die Berge scheinen im Vergleich zum benachbarten Kleinwalsertal eher flach und grün bis in die Gipfel, Wiesen und Wäldchen wachsen, es ist eine beliebte, entspannende Gegend. Das Hotel Post vereint die traditionelle und moderne Bauweise. Das alte Haupthaus an der Straße hat ein typisches Satteldach, und die Fassade besteht aus einem klassischen Holzschindelpaneel, dahinter streckt sich unter dem Flachdach ein moderner Neubau aus Holz. Drinnen sitzt der Architekt Leopold Kaufmann in der gemütlichen Pflanzstube hinter dem Kamin, es ist Sonntag, und der 79-Jährige war mit bestem Antrag, Hut und Stock in der Kirche. Er kann aufklappen über diese Inflation des Namens Kaufmann. Die Familie war ohnehin groß, sein Vater hatte zwölf Geschwister, und dann hat sich der Clan auch noch vergrößert, als nämlich Leopolds ältere Schwester Anna Kaufmann den nicht verwandten Ernst Kaufmann geheiratet hat. Sondern gibt es die Lebdöller, „das sind wir“, sagt der 79-Jährige

Leopold, und die Tobler, das sind die Verheirateten, „die sind auf dem Vormarsch“, sagt Leopold zumindest zahlenmäßig, denn die Schwente hat sieben Kinder, Leopold zwei: Susanne Kaufmann und Oskar Leo Kaufmann. Lebdöller kommt von Namen Leopold, der sich über Generationen über die Familie Kaufmann zieht, und Tobler leitet von Tobel ab, so nennt man in Vorarlberg ein felsiges Tal, in dem vor Urzeiten eines der Vorfahren wohl gelebt haben muss.

Doch nicht nur, dass der Schwager den gleichen Nachnamen hatte – die Tobler waren drei, ebenso eine traditionelle Zimmermannsdynastie wie die Lebdöller. Die gibt es zu viele Zimmermänner in der Familie, findet der Vater vor mehr als fünfzig Jahren und schickte den Scheiterngehilfen Leopold die Welt nachzumachen und dann zum Studium an die Hochschule nach Graz. „Das hat der so für mich beschlossen“, sagt Leopold, so war das damals Leopold Kaufmann gilt heute als einer der Vorreiter in Vorarlberg, einer, der die Architekturentwicklung nachhaltig geprägt hat und neben seinem Sohn Oskar Leo auch noch zwei Nichten, die Tobler Hermann und Johannes, zum Nachbarn inspiriert.

Heute wird im Beggerwald Architekturgeschichte geschrieben, ob moderne holzschalige Einsteilweilhäuser mit Fenstern über Eck oder ungewöhnliche Feuerweilhäuser, wie das in Illnau, ein Gebäude aus Sichtbeton mit angedocktem schwebendem Holzquader für ein Kulturzentrum, sogar der Schweizer Starchitekt Peter Zumthor hat in Andellbach ein Werkzeithaus. Damit als der junge Leopold von der Hochschule kam, war es aber einer der weniger Architekten in der Gegend, wahrscheinlich der einzige mit dem Kopf voller neuer Ideen: „Das Bauhaus hat die Richtung vorgegeben.“ Das gab aber Ärger in der Illnau, weil auf dem Land, schon 1967 bei seinem ersten



verrauteter
Ein Skandal steht am Anfang von Leopold Kaufmanns Karriere als Architekt. Nach seiner kompromisslosen Restaurierung präsentierte sich die vorher reich ausgestattete Dorfkirche so schmuck- und schiefenlos, dass die Ökumenen das Ansel aus dem 13. Jahrhundert am liebsten abgerissen hätten.

Der
Vogel
vom
Aur
aber
Kauf
weil
gibt
Leop
und
Kauf
klar





Über das bodenständige Handwerk der Ledergerberei hat sich die zweite Generation der Frauenschuh weit hinausgewagt – mit rasanten Schritten und einem Hauch von Luxus erobert das Kitzbüheler Familienunternehmen den internationalen Markt für mondäne Sportmode

DER TRADITION ENTHOBEN



VOLLZEILEN
Auf der Terrasse des Hauses von Kaspar Frauenschuh (K. von rechts) versammeln sich (von links nach rechts) seine Schwester Reni und ihr Mann Peter, Kaspars ältester Sohn Jakob, seine Frau Andrea, rechts neben Kaspar der Sohn Simon und die Tochter Lauren, im Vordergrund Tochter Marie und rechts außen Renis Tochter Elisabeth



DAS FUNDMENT
Anna Frauenschuh (rechte Seite), Mutter von Kaspar und Reni, steht heute noch täglich im Trachtenladen, wo sie mit ihrem verstorbenen Mann die legendären, handgeschneiderten Hosen und Hand gestrickten Jacken entwickelte, deren die Firma Frauenschuh ihren guten Ruf verdankt. Bei Kaspar dahern verstehen sich Hund und Katz (S. 3) und sind Zeuge aus der Natur schenken das hochmoderne Geschäft.

modernisiert und strahlen jetzt das aus, was man angesichts der Kollektion und des Interiordesign schon im Hauptquartier längst als typische Frauenschuh-Haptik begreifen hat: die Würde schöner Werkstoffe, Ottenportiges Holz und schäms Eisen gestalten die Fassade, drinnen atmet ein sorgsam geschliffener Eichenboden in breiten Dielenbrettern genau jene Mischung aus alpiner Note und mondäner Eleganz, die zu den Produkten passt, die hier hängen – viele Topmarken wie Duse von Fürstenberg oder die dicken Daunenjacken von Mosler, Gürtel, die es nur als Einzelstücke gibt, und Kaschmirsäcke aus Italien.

Kaspar Frauenschuh kennt jedes Stück, alles, was hier verkauft wird, hat er ausprobiert, zusammen mit seiner Schwester, die gerade kritisch den Schill des Bodens betrachtet. „Glück für so hell, Kaschmir?“, fragt sie, und der Bruder legt ihr beruhigend den Arm auf die Schulter. Es gefällt ihm, außerdem werde der Boden während der Winterraison mit vielen neuen Schuhen noch etwas nachdunkeln. Wie kann sich so eine Edelbestie abseits der großen Nibelungen halten? „Das Geschäft ist ein Phänomen, selbst wenn kein Mensch in Kitzbühel ist, ist immer jemand bei uns“, sagt Frauenschuh, und tatsächlich, in jedem der großen Verkaufsräume wird beraten und probiert, trotz Viruszeit und noch ruhender Läden.

In einer Ecke gleich neben dem Eingang nimmt der dachbige Tiroler jetzt etwas zu: das Regal, was man Signature Piece nennen könnte, das Gründungstück, das Mitte der Neunziger Jahre die Tür aufstieß vom Boutiquenbestand Frauenschuh zum Modeschöpfer Frauenschuh. Es ist eine Floerjacke, tailliert geschnitten, sehr verarbeitet – ein schlichtes, funktionelles Teil. Aber als Frauenschuh seinen Slim-Fit-Flexer an den Markt brachte, hießen diese Kleintierchen in bester Welt noch Faserpelz – und sahen sich so aus. Aus dem Material muss etwas Schöneres zu machen sein, dachte Frauenschuh damals und schuf die Jacke, die bis heute nahezu unverändert verkauft wird. Sie wurde, anfangs von Schöpfer persönlich in den Winterpariser der Alpen angepriesen, zu einem phänomenalen Erfolg und ist mit Abstand das meistverkaufte Stück der Kollektion Frauenschuh, die heute zum zweiten Standbein des Unternehmens geworden ist. „So eine eigene Kollektion hat natürlich mehr Wachstumspotenzial als ein Modeschöpfer“, erklärt der Chef, der gut zwischen den Rollen der wertigen Bergmenschen und des leicht farbigen Designers wechseln kann. Zusammen mit seiner Frau Andrea und mit einer Designerin aus Paris ließ er auf die Jacke immer mehr eigene Stücke folgen, ohne dabei jemals den Manufakturcharakter zu verlieren. Manufakturproduktion interessiert Kaspar Frauenschuh ebenso wenig wie die Anmerkung, dass seine Stücke recht kostspielig sind. „Alle unsere Entwürfe sind darauf



TEXT
MAX SCHARFKE
FOTOS
MARLE BORTER

STYLWILL
Das Frauenschuh-Logo hängt an der Tür des Modellers, der ebenso wie der Firmensitz geradlinig renoviert wurde. Resi deckt selbstgestrickte Innenbrüder „Kaschpar“ von Anfang an ab, die als klassische Ware von internationalen Top-Designern nach Kitzbühel zu bringen.



L

ichino Visconti ist schuld. Der exzentrische Regisseur war in den 1950er Jahren nicht nur Teil jenes Jenseits, der Kitzbühel seinen Welt Ruf als Wintersportort bescherte. Der Milliardär war damals auch Kunde in der Ledermantelfabrik Frauenschuh, wo man die besten Wintermäntel bekam. Er wollte aber nicht den Standard-Ledermantel der Frauenschuh kaufen, der man mal einen der wenigen Teile war, die beim Darsteller im Laden hingen – die Frauenschuh waren feilige Handwerker, die zwar auf die Qualität ihrer Produkte achteten, aber nicht unbedingt auf zeitgemäßes Chic. Visconti jedoch wollte einen Mantel gemacht bekommen, wie man ihn in Kitzbühel noch nie gesehen hatte. Er bekam ihn schließlich, auch wenn die Einheimischen darüber litten.

Daran erinnert sich Kaspar Frauenschuh fünfzig Jahre später noch gut, denn Jenseits begabheit verdankte er als Bub zum ersten Mal eine Abnung von Stilbewusstsein sowie die wichtige Erfahrung, dass die Tradition durchaus mal über den Haufen geworfen werden darf. Während er davon erzählt, steht der heutige Patron der Firma Frauenschuh, den seine Mitarbeiter häufig „Kaschpar“ rufen, vor der aktuellen Kollektion im neuen Firmensitz an der Josef-Fuchs-Straße. Immer wieder holt er mitten im Satz und imputiert einzelne Teile von Kleiderständer und blickt sie hingebungslos auf einem riesigen Tisch aus, der ganz mit Hirschledersegmenten besetzt ist. Das raumgreifende Möbel verkörpert viele wichtige Grundzüge der Firma Frauenschuh: die Exklusivität einer Manufakturarbeit, das „Made in Austria“, die Schönheit des ansehbareren Leders und eben jenes Hoch Leben, der sich jedem Stück anzuwenden ist, das Kaspar Frauenschuh gerade vorzuzug.

Die Materialien für die neuen Skijacken und Pullover, Mäntel und Hosen bestimmen den Charakter der Frauenschuh Kollektion. Walkleder, Hirschleder und das hochfunktionelle Schellier-Streich aus der Schweiz finden etwa auf einer einzigen Hose Verwendung, karnevoll kombiniert, manches in aufwendiger Handarbeit vernäht – damit so man auf der Skispitze auf jeden Fall den Nylons-Einzelteil entziehen. Dann kommen

inmensure Nahtfähigkeiten und Schritte, in denen Frauenschuh eindeutig gegen die übliche legere Sportswear anscheckert – seine Models zeigen damit derzeit elegante Linien und schlankige Silhouetten, dass sie den Figuren zu Bildern von Aliens Walde ähneln, dem großen Kitzbüheler Schreinermeister. Ausschritte von Wald-Gewälden schmücken folgerichtig auch Wand hier und drüben im Geschäft.

„Typisch wurde der Anstieg ja hier entstanden“, sagt Kaspar Frauenschuh mit Blick auf die alten Wintersportler und sortiert die Lächer wieder ein. „Es gibt eine große Sportsmode-Tradition in Kitzbühel, viele der Marken kennen man heute aber gar nicht mehr.“ Dass der Gerbermeister einmal in diese Entwicklung der Sportsmode anknüpfte und seine markanten Eastwörter in über hundert Geschäften weltweit zu kaufen sein würde, damit der erste zunächst nichts hin. Denn die Visconti-Episode und die mondäne Welt, die er regelmäßig vor seiner Haustür traf, voranzutreiben den jungen Kaspar Frauenschuh 1974 zunächst dazu, zusätzlich zur Gerberei ein Modengeschäft zu eröffnen. Er begann zu reisen und als Einkäufer New York und Italien bei den besten Schmeisern vorzuzug zu werden. Das Wissen um homogene Qualität, das er in der Gerberei anknüpfte bekommen hatte, und die Lust auf neue Maß waren dabei seine besten Ratgeber – und sind es bis heute. Armani und Cn. Trachte er als Lehr nach Kitz, und der Laden avancierte unter seiner Einfluss zu einer der Top-Adressen für die Queen-Kundschaft.

Dieses Geschäft und die Kinderschaft gibt es bis heute, jede im Ort, egal ob Einheimischer oder einer der vielen Zuzuwanderer. stufen, kann den Weg zum Frauenschuh“ weisen. Bevor Kaspar Frauenschuh an diesem Winternachmittag, an dem die höchsten Wälder nicht weit über der Krümmen stehen, das Geschäft präsentiert, bleibt er vor dem Schaufenster stehen und streicht über den Rahmen – der Anblick ist noch argenteiv. Fassade und Räume wurden erst vor Kurzem

Die WÜRDE schöner Werkstoffe kommt bei Frauenschuh innen und außen zur WIRKUNG – da vertraut Schwester Resi ganz auf Bruder Kaspar

FRAUENSCHUH



Der Kommunikator

„Wenn Siemens wüsste, was Siemens weiß“, hieß einst ein Bonmot, das auf die Größe und den verborgenen Wissensschatz des Konzerns abzielte. Wenn Siemens gewusst hätte, was Siemens heute weiß, hätte es den Korruptionsskandal in jüngster Vergangenheit nicht gegeben. Oder vielleicht doch?

Ein Gespräch mit Chief Compliance Officer Andreas Pohlmann über einfache Regeln, subtile Mechanismen und die Fähigkeit, Verantwortung zu übernehmen.

Interview: Ralf Grossel, Susanne Kisch
Foto: Maria Demmer



Herr Pohlmann, der Siemens-Aufsichtsrat hat beschlossen, elf ehemalige Vorstandsmitglieder für die Korruptionsaffäre in der Vergangenheit zur Rechenschaft zu ziehen. Macht das Ihre Arbeit im Haus leichter?
Ich bin jedenfalls sehr froh, dass wir diese Entscheidung getroffen haben. Das ist ein unmissverständliches Signal an die Organisation: Wir tolerieren keine unsauberen Geschäfte.

Ein eindeutiges Fehlverhalten der betreffenden Personen wird vermutlich schwer zu beweisen sein.

Wir sind zuversichtlich, dass wir die Verantwortlichkeiten festmachen können. Ob das gelingt, ist aber am Ende nicht entscheidend. Wesentlich ist die Botschaft – und die ist eindeutig.

Aber alles, was darunter liegt, ist außerordentlich kompliziert.

Wieso? Es sind ein paar sehr einfache Grundregeln zu beachten. Das ist eigentlich nicht schwer.

Schon die Unternehmensgröße macht es doch kompliziert. Siemens beschäftigt rund 400.000 Mitarbeiter in allen Teilen der Welt und blickt auf eine sehr lange Tradition zurück.

Ja aber. Nach 160 Jahren müsste sich doch eigentlich ein Set von Grundregeln etabliert haben, das Führungskräfte und Mitarbeiter zu einem Verhalten anleitet, das Fehlentscheidungen in der Vergangenheit verhindert.

Das ist offenbar nicht der Fall gewesen. Wie erklären Sie sich das?

Nach meiner Beobachtung hat sich hier in den vergangenen 25 bis 30 Jahren ein Verhalten eingeschlichen, das gegen klare gesetzliche Regeln verstößt hat. Das wurde nicht nur gebüßt, aus meiner Sicht wurde dazu sogar ermunert. Die Regelverstöße wurden zum Geschäftsprinzip.

Was gefühl hat, war „the tone from the top“, wie das die Amerikaner nennen. Eine zündende Übernahme von Verantwortung des Managementteams. Und eine daraus resultierende deutlich formalisierte Erwartungshaltung an die Organisation: Was erwarten wir von euch? Und wie wollen wir weltweit Geschäfte machen? Unser Kernproblem hieß fehlende Führung.

Führungsprobleme haben andere Konzerne auch.

Aber dagegen kann man ansetzen.

In einem Weltkonzern ist das nicht so leicht.

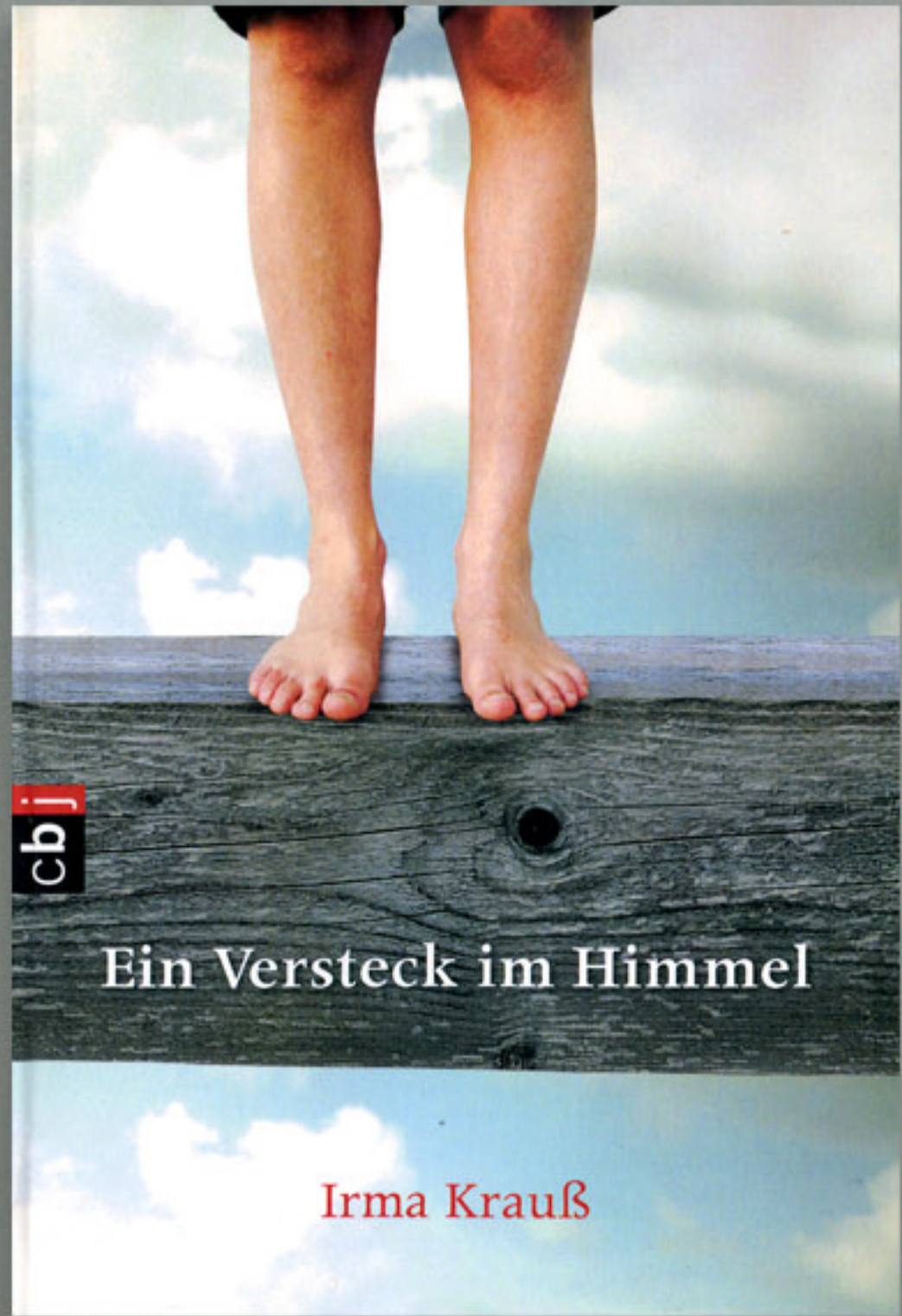
Die Unternehmensgröße besagt gar nichts. Die Frage ist, wie Sie als Vorstand Ihren Job definieren. Ob Sie sich verantwortlich fühlen. Oder ob Sie immer nur über Verantwortung reden.

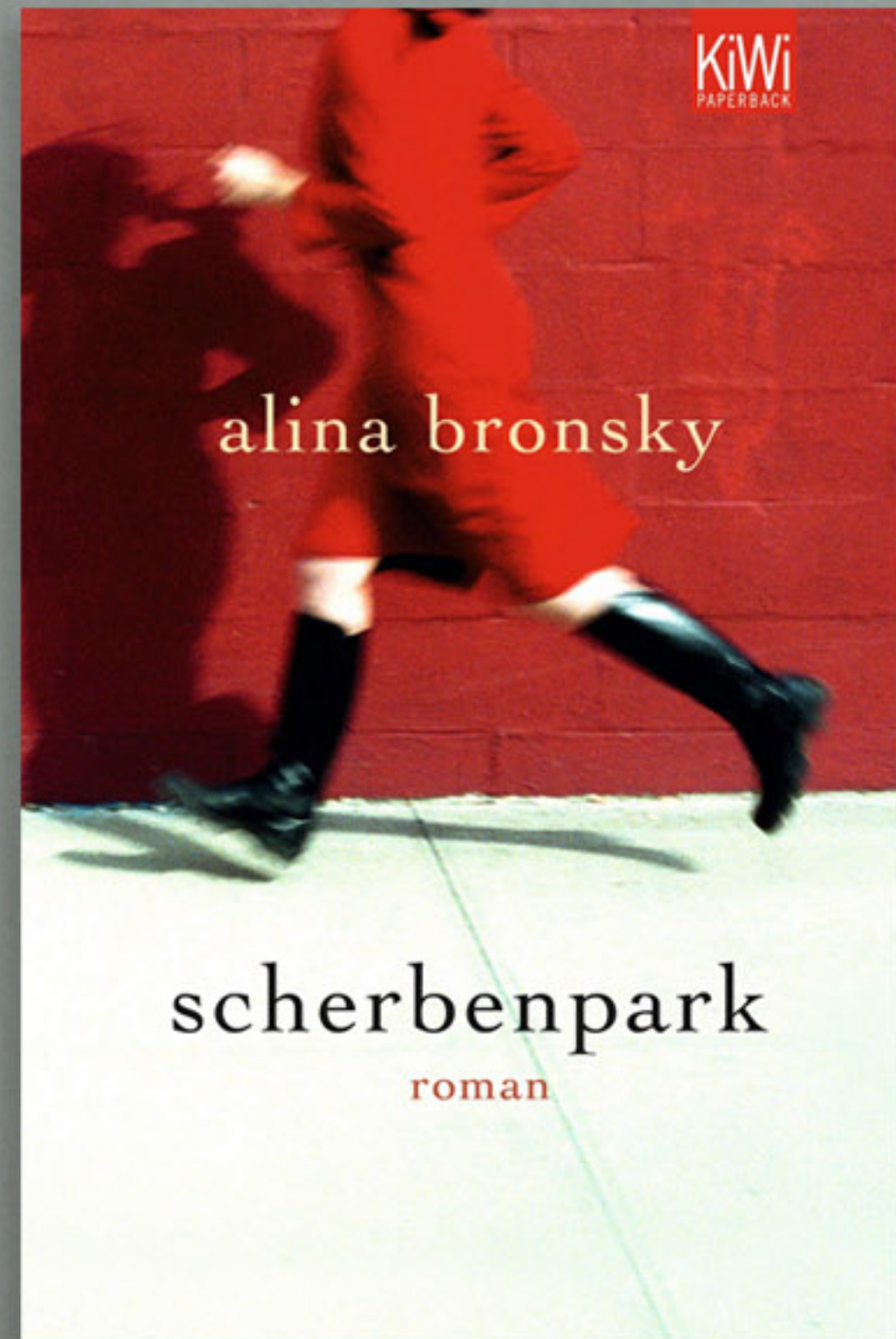
Machen Sie es sich da nicht ein wenig zu einfach?

Es ist einfach. Ich gebe Ihnen ein Beispiel. Bei Celanese, meinem vorherigen Arbeitgeber, hatten wir lange Zeit Probleme in der Arbeitssicherheit. Die Zahl der Arbeitsunfälle stieg kontinuierlich, die Ausfälle mehrten sich, irgendwann war klar: Wir müssen dringend etwas tun, die Branche zieht an uns vorbei, bei Arbeitssicherheit sind wir nicht mehr führend. Also haben wir Trainings gemacht, Schulungen durchgeführt, jede Menge Informationen verteilt. Es wurde nicht besser.



Trägerische Aussicht: Ein Konzern gibt den Menschen ein Gefühl von Sicherheit, hat Andreas Pohlmann festgestellt. Wenn es nach ihm geht, soll es bald kein „Siemens-System“ mehr geben.







Wärm eingepackt
Für die Fahrt mit
dem Pferdeschlitten
hat Carl von
Waldenbuff
Decken und Schal-
len aus Wolle,
Decken aus Wolle
und Kaschmir von
Hermès, große
Wolldecke und
Schaffell von Ikea,
Stiefel von Meindl.

Rutschparty

Es muss nicht immer Skifahren sein: Mit Pferdeschlitten und einem zünftigen Picknick wird ein Tag im Schnee zu einem unvergesslichen Erlebnis. Schöner kann der Winter gar nicht werden!

PRODUKTION & TEXT CLARK PARKIN FOTOS MARIA BORNER





So wird's warm ums Herz: Mamas Arme wärmen noch besser als Mützen, Handschuhe und Decken.



Spieß im Schnee Eine wilde Schneeballschlacht in der Winterpause - jagen, treffen, durchrennen, das ist pure Freude.



Die roten Wangen kommen nicht allein vom Frost. Eine Schneeballschlacht hält warm – und macht sehr hungrig.



Heiß gemacht In der doppelwandigen Glasfassung von Bodum bleibt der Punsch besonders lange warm.



Winterpicknick

Herzhaftes Gulasch und Heißgetränke aus der Thermoskanne sind die richtigen Begleiter für die Schlittenfahrt.

Szegediner Gulasch

DAS BRAUCHEN SIE: 600 g Rinderschulter, 400 g Zwiebeln, 2 Knoblauchzehen, 1 mittel kochende Kartoffel, 2 Zweige Thymian, 2 Ei-Butterschmalz, 500 g rohes Sauerkraut, etwa 1/4 Fleischbrühe, 1 Ei, Tomatenmark, 2 TL edelsüßes Paprikapulver, 1/2 TL aromatisches Paprikapulver, 1 TL Kümmelkörner, Salz, Pfeffer, 100 g saure Sahne Hauptgericht für 4 Personen

SO WIRD'S GEMACHT: Das Fleisch in knapp 2 cm große Würfel schneiden, dabei alle größeren Fettsäcker und die Sehnen abschneiden. Zwiebeln und Knoblauch schälen und fein würfeln. Die Kartoffel schälen, waschen und raspeln. Die Thymianzweige abtrocknen. Das Butterschmalz im Schmortopf erhitzen. Fleisch darin in zwei Portionen nacheinander bei starker Hitze anbraten und wieder herausnehmen. Die Hitze auf kleine Stufe stellen. Zwiebeln, Knoblauch und Kartoffel mit dem Thymian in das Bratfett geben und kurz andünsten. Fleisch wieder dazugeben. Das Sauerkraut mit zwei Gabeln auseinanderheben und hinzugeben. Die Brühe angießen, alles mit Tomatenmark, beiden Paprikapulvern und dem Kümmel würzen, salzen und pfeffern. Den Deckel auflegen und das Gulasch 1 1/2 Stunden schmoren lassen, bis das Fleisch schön weich ist. Dabei ab und zu durchrühren und bei Bedarf mehr Brühe angießen. Zum Schluss saure Sahne unterrühren und das Gulasch mit Salz und Pfeffer abschmecken.

TIPP: Mit Brotkrumen statt Sahnekartoffeln als Beilage wird das Gulasch besonders herrhaft.

Apfelpunsch

DAS BRAUCHEN SIE: 11 naturtrüber Apfelsaft, 2 Stück Sternanis, 1 Stück Ingwer, 1/2 Limette, 1 Zimtstange Reicht für 5 Tassen

SO WIRD'S GEMACHT: Den Apfelsaft erhitzen und mit Sternanis, dem geschälten, in Scheiben geschnittenen Ingwer, Limettenschalen und Zimtstange 10 Minuten köcheln lassen. Mit dem Gewürzen in eine Thermoskanne füllen. **TIPP:** Der Punsch schmeckt auch mit Cranberry- statt Apfelsaft.

Stockbrot

DAS BRAUCHEN SIE: 1 Packung Pizzateig aus dem Kühlregal, Handknet- oder Wälzholz

SO WIRD'S GEMACHT: Pizzateig in lange Streifen schneiden und um die Stockbrotchen wickeln. Über dem Feuer backen.

Schnee Picknick Beim Baum Strohballen zum Sitzen machen. Lagerfeuer erhitzen und lustige Gespräche erhitzen - so wird das Winterpicknick zur Winterpause erholsam.



- Aus alten Tagen - DIE KOCHKISTE



Wärmespeicher Für unsere Großmütter war die Kochkiste nach unentbehrlich. Wenn Brennstoffe knapp waren, wurden die Speisen nur kurz auf dem Herd aufgekocht und dann in einer mit Stroh oder Zeitungspapier ausgekleideten Kiste auf niedriger Temperatur fertig gegart. Die Kochkiste war auch bei berufstätigen Frauen beliebt, die so schon am Morgen das Abendessen zubereiten konnten. Für unser Picknick haben wir das alte Prinzip dazu gemacht, das Gulasch ohne Strom oder Gas warm zu halten. Selbst bei Minusgraden war das Essen noch nach zwei Stunden heiß.





Winterlandschaft
Die Alpe Moos am Hochalpeberg auf 1200 Metern gilt als „Schneeflocke“.



Aufgesetzt Altsauer Walter Steinhauser kontrolliert das Zaumzeug der Noriker-Pferde.

Ein Tag in der Winterstube mit Familie und Freunden ist auch dann ein großer Spaß, wenn man nicht Ski oder Snowboard fahren will. Mit einer Schneefüllschicht, einer Ausfahrt im Pferdeschlitten und einem Picknick wird der Winter zum Freund. Carl von Wölkendorf, Wirt in München, hat Familie und Freunde ins Auto gepackt und los geht's zu einem Ausflug mit gemütlichen Winterbräuden für weniger Sportliche. „Wärm einpacken“ ist oberstes Gebot im Pferdeschlitten, denn nur warme Zehen oder Finger können das Vergnügen treiben. Auf der Sitzbank kommt ein finger warmer Lammfell zum Einsatz (gibt es günstig bei Ikea), denn nichts wärmt effektiver gegen die Kälte, die von unten hochsteigt, von oben schützen dicke Woldecken gegen Wind und Schneeflocken, dazu Bergschuhe mit Profil und dicken Socken, Handschuhe, Mützen und Schals.

Leicht unterschätzt man, wie viele Kalorien der Körper an so einem Wintertag verbraucht: eine wilde Schneefüllschicht, Schneemann bauen, Schlitten fahren und gleichzeitig den Körper auf Temperatur halten – die roten Wangen kommen nicht von der Freude allein. Also man handelte Nahrung her, sonst macht die Tuppe schläft. Das ideale Getränk, das dem Körper im Winter einheizt, ist das Steingärtner Glühwein. Das Saisonkräft liefert eine Extrapolation Vitamin C, Bonapoppeka beist dem Stoffwechsel ein. Als Heißgetränk ist alkoholfreier Fruchtgeschmeck dabei, der Kinder weckt. Für den Transport haben wir uns an ein altes Verfahren der Großmutter erinnert: Mit dem Prinzip der Kochkiste kann man nicht nur warme Speisen energiegeladend garen, sondern auch sehr effektiv transportieren (siehe auf Seite 97). Mit etwas Zeitungspapier und einer Kiste ist sie kinderleicht nachzubauen. Wenn an alles gedacht ist, können die sandfontigen Noriker-Pferde losstraben. Eine Pferdeschlittenfahrt ist eine heitere Feier zu ursprünglichen Sinneserfahrungen.

Der heile Klang der im Takt der trabenden Pferde himmelsüber Glühwein, das goldigste Zischen der Kufen, die über den Schnee gleiten. Und ab und zu ein Sonnenstrahl, der sich zwischen den gebogenen Tannenwipfeln Bahn geschnitten hat und erstauflerweiser noch unter vielen Lagen Lammfell und Wolle auf der Haut zu spüren ist. Wie waggrenzbett ist der Lärm der Stöße, und der Schnee hat alle verblühenden Gerüche verschluckt. Das Erlebnis gewinnt an Intensität, ein Tag, der in Erinnerung bleibt – und selbst hat Steingärtner Glühwein so gut geschmeckt. Wir wollen wiederkommen.

Im Pferdeschlitten zu ursprünglichen Sinneserfahrungen.

Stimmung
Das Rindle Dindler geht in den Bergen zum Begrüßungsstau. Im Pferdeschlitten ist alles willkommen, das wärmt.



Einigen
Die Schlitten auf der Alpe Moos bieten Platz für bis zu neun Personen.



– Ausflugsziel –
ALPE MOOS



Bayerischer Wald
Familie Marlies und Walter Steinhauser, 4-6942 Krumlach 794, Voralpeberg, Tel. +43-53 13-83 03 Alpe, +43-66 42-81-49 17, E-Mail info@alpe-moos.com, www.alpe-moos.com

Für unsere Fotoarbeiten haben wir die freundliche Unterstützung der Familie Steinhauser. Zwischen Nagefluh-Gipfeln und Hochhäusern grauen im Sommer Noriker-Pferde, gelassene Kaltblüter, die schon von den Klüften geschäftet wurden. Nach der Schlittenfahrt lockt das Alpehütte mit deftiger Hühnerkost (ab 25.12.2010 wieder geöffnet).

Spann an!

Für eine Pferdeschlittenfahrt muss man nicht ins Hochgebirge.

Harz

Wernigerode
Büchelhof Wernigerode, Familie Voornknecht, Friedensstraße 1, 38853 Wernigerode, Tel. 039 43-247-44, E-Mail info@buechelhof-wernigerode.de, www.buechelhof-wernigerode.de

Bavaria

Tel. 089 20-99 91 55, Mail 07-75-533 94 75, E-Mail info@harzkulturfahrer.de, www.harzkulturfahrer.de

Schwarzwald

Tillwies
Die Organisation der Fahrten liegt bei Frau Lindner, Tel. 076 51-93 31 50, Tourist-Information Talsiedl, Strandbadstraße 4, 79632 Tillwies-Neustadt, Tel. 076 52-12 06 81 20, E-Mail tillwies@hochschwarzwald.de

Grafenhausen

Familie Stoll, Tannenröhrenweg 1

79865 Grafenhausen, Hochschwarzwald, Tel. 077 48-248, E-Mail stoll@hof-waldack.de, www.hof-waldack.de

Oberbayern

Im Leuggries im Isarwinkel organisiert im Winter fünf verschiedene Bauern ihre Schlitten an. Eine Liste mit Kontaktdaten vermittelt die örtliche Gästeförderung.

Leuggries Gästeförderung Leuggries, Tel. 089 42-507 83, E-Mail info@leuggries.de

➔ Mehr Informationen ab Seite 134



D

Das Schloss sieht aus, als hätte Mozart ein Schwind er sich für eines seiner Mädeschüler ausgesucht. Heller Stein, Zinnen, Ecktürme, Treppengiebel, wuchernde Bäume. Ein richtiges Barockschloss. Nur dass zwischen drei Barockschlössern Papierenstehe stehen, und der Park stündlich vor Menschen. Gerade kommt ein neuer Bus mit Besuchern an. Ein Schild „Gartenesche Rad Tour“ steht vorne an der Windschutzscheibe. Die niederländische Landgärtnerin hat in diesem Jahr zum ersten Mal überhaupt auf einem Privatgärtner statt. Nämlich im Park von Schloss Appenburg. „Eisenbahn Jahre“, sagt Victoria von den Busche, „aber wir sind auf dem Weg.“ Die Freiheit in Paris und

„Homenage an Max machen für mich keine Idee“, sagt Victoria von den Busche. „Die gehören in den Garten.“



22 GARDNER 2020

Lebensspuren aus Jahrhunderten - bis hin zu der Silbermanie der Enkelkinder - prägen das Schloss (rechts außen). Darunter: Die Seidenspinnen im Koko-Saal sind etwas verächtlich, aber das ist der Noblesse des Raums keinen Abbruch.

Präzision. Ende an den Gassmatteln, ist eine Seidenspinnerei. Vor sechs Jahren hat die das Appenburger Gartenfest im Leben gefunden und damit die Wille ausgespielt, die heute flüchtigste begeisterte Gartenfest in der Parkspinnerei. Aber jetzt stellt sie erst einmal ein kleines Mädchen wieder auf die Pflanze, das vor das Schlossrandbild hingefallen ist, plaudert mit einem älteren Herrn, der ihr im Seidenspinnen Komplimente über ihre Tante macht, und bittet dann ins Haus. „Eine Mädeschülerin?“ Victoria von den Busche nickt. Friedrich Wilhelm, ein Verfall, habe sich das Schloss zwischen 1865 und 1867 im Geist der Zeit bauen lassen. Neogotik mit einem Tick Barockness, eine strengverordnete Mittelbereichsarchitektur wie die Marienburg der Hanseverleger oder Ludwig II. Mädeschülerin Neuschwanstein. Opernhalle Fantasie-Architektur mit einer bunten Mischung aus Stilen, Kassetten, Kuppeln, Apsiden und einem Turmzimmer, das mit illuminierten Goldmalen von tiefen Kreuzspinnereien wie der Tabernakelraum einer gotischen Kirche wirkt. Aber auch späte gotische Mädeschüler, Rokoko- und Empire-Säle gibt es, Gobelins und Aubusson-Typische, riesige Kristallkristalle, Gläser, Möbel und Art-deco-Nippes - ein fantasievolles Sammelkabinett von Silber und Kupfer, garniert mit den überall verstreuten Spinnereien, Plastiktüren, Playmobilmännchen und Plastiktieren der Busche-Enkelkinder. „Das sind es“, sagt die 57-Jährige, „und das vierthelbige Mannes kommen.“ Sie selbst hat vier Kinder großgezogen. Anton, Viktor, Felina und Fanny, die in Berlin lebt, aber gerade für ein paar Wochen nach Appenburg gekommen ist. Das Haus sei immer voller Leben gewesen, erzählt Fanny, die mit einem roten



„Stadtleben hat mich nie interessiert.“

Esse-Ecke im Garten hat sich die Mädeschülerin Anton, geborene von den 17. Jahrhundert über die Dürer gebildet. Im Turmzimmer schmückt Fanny von den Busche auf der Rückwand Gemälde.

23 GARDNER 2020



Gläserne und dunkle Holz, wie Felina und große Räume stehen in der Bibliothek. Rücken an Rücken. Die Mädeschülerin Felina hat selbst gemacht.

24 GARDNER 2020



Gold, Rot, Orange, Pink! Mädeschülerin Felina hat die Fenster in der Speisekammer noch heller als der Himmel.

25 GARDNER 2020

Porträt-Modellen aus dem 18. Jahrhundert röhren die Tür zum Kassensimmer, wo das Popur-Sofa aus den 1820er Jahren „blüht“. „Aber ohne die hässliche Dingelheit dem Raum etwas“, lobt die Schlossherrin.



Tochter Fanny lebt als Kommunikationsmanagerin in Berlin. „Aber ich komme gerne nach Ippenburg, weil ich es sehr finde, wie viele unterschiedliche Menschen der Garten zusammenbringt.“

Lächeln durch die Zimmerfluchten führt, so als ob sie heute alles zum ersten Mal. Ein offenes Haus. Keines dieser stillen Schlösser, in denen man das Gefühl hat, man dürfe nicht anrühren. „Obwohl das mit der Offenheit so eine Sache ist“, räumt die 28-Jährige ein. Neulich zum Beispiel, am Tag des offenen Denkmals, „stand vorpomp ein Mann in meinem Zimmer. Ich habe ihn, völlig entgeistert, und auch ganz schlaftrunken, gefragt, ob ich ihn behilflich sein kann, worauf er antwortete: „Ni, schlaack na!“

Fähler“, erinnert sie sich, „sind wie mit Matriline über die große Holztreppe in Westflügel geschickt, haben oben im Turm Kules und Klauchen aufgestellt oder im See Schleppnetze versenkt. Die Fährle ist ziemlich groß, um die 30 Leute, eine Zeit lang hat auch meine Tante mit ihren fünf Kindern hier gewohnt, denn die Mitarbeiter aus dem Garten, Helen, die Kichin, viele Gäste, Freunde... „Perman Beispiel“, sagt Fanny, als eine Dame mit lockwässern Haar und kammeriert geschminkten Lippen in die Küche kommt. Prinzessin Frederica zu Hohenzollern-Orange ist Malerin, eine sehr be-

kannte noch dazu. Eigentlich lebt sie in Berlin, verbringt aber mindestens vier, fünf Monate im Jahr auf der Ippenburg, wo sie das Bildermuseum, Gegenständliches, Fortfalls von Pflaster, Türen und Möbelen, die, feinsinnig und hintergründig, die Wände unten im Westflügel schmücken. „Meine private Villa Massimo“, nennt die Prinzessin das Schloss. „Jedermann müsste ich vielleicht zum Tee erscheinen oder Konversation machen, hier kann ich sein und lassen, was ich will. Viktorias hat eine wunderbare Sensibilität für Menschen, die künstlerisch tätig sind. Ich kann in der Küche malen, selbst wenn gerade ein offizielles Essen vorbereitet wird, und Fanny sagt mir: „Ein, es riecht so gut nach Farbe!“

„Ich bin kein Mädchen gewesen, das von einem Schloss oder Prinzen geträumt hat“, sagt Viktorias von dem Busche. Und das Buchlesen hat sie lieber selbst übernommen. Zum Indes von ihr Schloss betrifft. 1976 bricht sie ihr Kunststudium ab, um das Erben von Ippenburg, Philip-Sigismund, zu heiraten. „Städtebau hat mich nie interessiert“, erzählt sie, die in einem idyllischen Waldgut in der Lüneburger Heide aufgewachsen ist. „Aber Ippenburg war

Federica zu Hohenzollern findet in Schloss „immer ein Motiv, das gerührt werden will.“ Die Künstlerin ist ständiger Hausgast.



Spätromantische Neugotik. Die Skulpturen und das Treppenhaupt von 1867 tragen heute wieder ihre ursprüngliche Farbdekor.



© GÖTTSCHE LOWE





Tischlein-Deck-Dich Der Küchentisch verschwindet unter einem Tischcloth mit nostalgischem Karolinen-Design aus der Ippenburger Wästelkammer. Auf der Terrasse lässt die Hausherrin beim Gemüse schneiden den Tag ausklingen.



Helene's Reich die große Nadelkiste im Wertfögel. Defligs wie Polka-Tafel, Würste oder Gemüse aus dem Garten ist bei allen heiß begehrt.



Karibisches Blau rönt Vitoria von dem Bassche die Farbe, in der sie die Bodenräume samt Möbeln strich, um einer Familie Revellandbesucher ein keilernes Zuhause im Schloss zu schaffen.

„Jeder Raum braucht mindestens ein hässliches Möbel.“



ein Schock. Jeder, der das Schloss einmal an einem zaskalten Novembertag gesehen hat, weiß, wovon ich spreche, der Hand von Haderolle! Schläp! Saugflüssen, ein Haus grauer Steine! Das sie es geschafft hat, diese ungeliebte Fläche – 14 Hektar! – in einen blühenden Garten und ein 100-Zimmer-Schloss in ein lebendiges, offenes Haus zu verwandeln – Vitoria von dem Bassche erklärt es mit einem einzigen Wort: Leidenschaft. „Die Vermittler haben klug durch, die Leidenschaft-

chen leben.“ Und leben. „Das konnte man in Ippenburg eben nur mit Fantasie. Das Alte ist hier immer präsent, etwas ewig Bekendes, das nie verstirbt. Aber man sollte eben auch den Mut haben, eine eigene Vision zu verwirklichen, ein Wunschild, das man dem Vorhandenen aufträgt.“ Ihr Wunschild für den Park hat sie – frei nach Boudaire – so definiert: „Ein Garten muss verschlingen oder gar nicht sein.“ Farbe, Vielfalt, Fülle. Auch im Haus fühlt man sich auf Schritt und Tritt an dieses Prinzip erinnert. Nur Blumen sieht man dort nirgends, in keinem einzigen der 100 Zimmer. Die Freiheit findet sie „nur draußen schön. Ob es wirklich 100 Zimmer sind, weiß ich übrigens gar nicht so genau“, wirft sie ein. „Als vor zwei Jahren meine Schwiegermutter gestorben ist, bin ich im Ostflügel auf Zimmer gestolzen, da ich sie zuvor gesehen hatte.“ Jedenfalls habe sie sich bei der Renovierung im Westflügel um die historischen Räume in diesem Flügel gekümmert, „weil ich vieles improvisiert habe, via paar Hesse ausgebessert, hier und da etwas Klarlack... Nur nicht alles zu Totenweissen, diese nichtsoziale Gliese, die nimmt den Häusern doch die Seele.“

Überhaupt neige sie zu der Auffassung, dass ein Raum mindestens „ein hässliches Möbel braucht, um interessant zu sein.“ Zum Beispiel die verlorene, purpurne geblünte Stiegeppe aus den 80er-Jahren, die auf den ersten Blick die Harmonie aus Holz, Alrosa, Braun und Gold im Kartenzimmer stört, dann aber irgendwie doch nicht mehr daraus wegzudenken ist. „Der weiß“, lacht sie, „stillehrt kippt ohne dieses Monströsga das ganze System.“

Auch die vorreihen verblühten Seidentapete im Boloske Saal habe sie nicht erneuern lassen. „Die Gobelins dagegen habe ich zerlegt, wie sie waren, zum Schöneer gebracht, die Ränder wurden einfach umgeschlagen und das Ganze auf Korbrahmen gespannt. Dann habe ich die Wände in einem demersenden Rot gestrichen und das Sofa mit schwarzem Bezug dazugestellt – auf die richtigen Farben“, betont sie, „kommt es an!“ In





LAND & LEUTE REISE

An Kaschubiens Küste

Auf Schloss Krokowa ging der Philosoph Johann Gottlieb Fichte spazieren. In Kaschubien spielte die weltberühmte „Blechtrummel“ von Günter Grass – zu Besuch bei Grafen, Denkern und Geistern.

TEXT LARISSA BURAM FOTOS MARIA DÖRNER



Schloss Krokowa liegt nur fünf Minuten von der Küste entfernt. Hier wurde Günter Grass' „Blechtrummel“ geschrieben.



Zu Gast im Land von Bernstein und „Blechtrommel“



Landschaft als Inspiration: Hier spazierten schon Johann Gottlieb Fichte und Gräfin Louise durch die „Philosophenwälder“ (s. S. 1).



Schiffswahl und Schiffersmann: An der kaschubischen Küste kann man mit Glück während der Jungferns- und Rittersfahrten schon Bernstein finden.



Leine flüchtet zum Meer. Agnes auf Kaschubisch. Sie müssen. Ihre Lieblichkeit tarnten, vor Agnes' deutschem Ehemann – und ihrem unerbittlichen Sohn Odilo, dem Helden im weltberühmtesten Roman „Die Blechtrommel“ von Günter Grass. Der in Danzig geborene Literaturnobelpreisträger hatte eine kaschubische Mutter, und auch im wirklichen Leben ist die „Geburtsprache“ von Agnes und ist die eigene Sprache mit polnischen, dänischen, deutschen und russischen Einflüssen.

Über 200 Kilometer westlich von Danzig erstreckt sich Kaschubien. Ein Landschaft an der Küste Polens mit ausladenden, niedrigen Wäldern – den Hühner- bis in der Ostsee – und tiefen Wäldern, die jedoch lange sehr arm war. Das hatte

Leben am Meer hat sie geprägt, sagt die Kaschubin. Und ihre Geschichte. Mit größter Liebe zu Polen, dann wieder zu Preußen, die Schönen waren insgesamt die, und Illusionen und Fiktion gab es auch. So viel Unruhe macht nicht aus, doch ein die Kaschubien an. Anfangs eher höflich, aber vielleicht nicht sehr offen. Erst wenn sie wieder über bekommen, erleben sie, wie der Empfang von Mit zu Mal ein bisschen wärmer wird.

Schätze der Kaschubier

Ja, auch die Landschaft hier gibt sich manchmal sperrig. Wer sich tiefer wie Kaschubien erfrischt, wird mitunter verwirrt sein von vielen bunteren weltlichen Festen und Festen, die man nicht nur besuchen kann, wenn der Wind günstig ist. Auf einer kleinen Insel, die eine junge „Koch-Kaschubin“, sind die

Sommer hier wie kaschubische Jazzmusik, eine Mischung aus Jazzmusik und biederer Folklore. Auf den Wiesen und Feldern schaukeln Holzkäse, und die letzten Zeilen der Tränen werden getanzt im Wind. Wer sich auf ein

Schloss Krokowa beherbergt heute ein Hotel mit Tennisplatz.

anderen Leben erfüllt und sein möglicherweise – vielleicht auch westlich – als liegt. Auch heute ungewöhnliche Schätze. Schloss Krokowa gehört zu diesen Schätzen. Ganz oben im Norden Kaschubien liegt es, nur etwa fünf Kilometer vom Meer entfernt, das man dort noch besuchen kann, wenn der Wind günstig ist. Auf einer kleinen Insel, die eine



Treppenaufgang im Schloss: Über 700 Jahre lang war Schloss Krokowa der Stammsitz der Grafen von Krokowa (heute Krokowicz).



umgeben von einem Wassergraben, in dem sich wie goldgelbes Fassaden spiegeln. Heute beherbergt das Gebäude, in seiner baugeschichtlich letzten spätbarocken Gestalt wiederhergestellt, ein Hotel mit Tennisplätzen. Das vorläufige Ende einer langen Historie. Vor über 700 Jahren verschlug es einen rheinischen Ritter mit dem Deutschen Orden hierher.

Die Rückkehr der Deutschen

Seine Nachfahren, die Familie von Krokowa, oder polnisch Krokowicz, waren seitlich mal großartige Gutsherren, mal dienten sie dem polnischen König. Von den Wäldern des letzten Schlossherrn, Graf Diering von Krokowa, kämpfte im Zweiten Weltkrieg einer auf polnischer, einer auf deutscher Seite. Beide fielen.

Diering musste nach Kriegsende fliehen, obwohl die Bewohner von Krokowa für sein Erbverbleib stimmten. Sein Sohn Albrecht, der in Deutschland als Gutbesitzer an der Mündung ein Auskommen gefunden hatte, wurde nach der polnischen Wende 1990 mit seinem eigenen Sohn U-

rich wieder nach Krokowa. Zusammen mit der Gemeinde rief er eine Stiftung ins Leben, die die Renovierung von Schloss und Park und später die Gründung eines Regional Museums initiierte. Obwohl manche im Wiederauftauchen der Krokowa „die Rückkehr der Deutschen“ sehen, wird der inzwischen vertriebene Albrecht hier von der Bevölkerung sehr verehrt.

Kaschubien - erst ein bisschen unzugänglich, dann unwiderstehlich schön.

Eine andere Lichtgestalt der Schlossgeschichte ist der Philosoph Johann Gottlieb Fichte. Angeblich legte er den weiten Weg hierher barfuß zurück. Er war nach Warschau empfohlen worden, als Erzieher. Weil er nach der beschwerlichen Reise nicht annehmlich genug aussah, wurde

er aber abgewiesen. Glücklicherweise hatte er Beziehungen zu Immanuel Kant, der ihn als Hauslehrer nach Schloss Krokowa verschickte. Knapp zwei Jahre blieb er, schrieb und dachte viel, und statt barfuß zu laufen, bestaunte er jetzt mit der Mutter seiner Schüler, der schillernden und weltgewandten Gräfin Louise, im Park. Das ging ganz gut, denn ihr größter Gatte war oft unterwegs.

Louise führte ihn durch den romantischen Landschaftsgarten, den sie mitgestaltet hatte und der damals in ganz Europa bekannt war. Über die kleine weiße Brücke, die hier auch heute noch verkehrt, Vorläufer an blühenden Heckenrosen, Brunnen, Skulpturen und ein Amphitheater

ist, von dem noch Überreste erhalten sind. Schließlich durch eine Allee von Kastanien, die später nach Fichte „Philosophenallee“ benannt wurde. Bis in die Eifelnacht, wo weiter schattigen Büden schilling ein Buch merkt. Vielleicht im Andenken an die Stunden und Gespräche in der Eifelnacht soll Louise hier Statuen von Fichte und Kant errichten. Heute stehen nur noch ihre Statuen. Der Ort hat etwas Verwunschenes, Erhöht wie Geheimnisse.

Johann Gottlieb Fichte verließ das Schloss vermutlich auch, weil sein angeblich sein platonisches Verhältnis zu Louise irgendwann zu heiß wurde. Sicher aber, weil sein Werk „Vorrede einer Kritik aller Offenbarung“ ihn schlagartig berühmt machte. Noch heute kann Louise das Verfallenen nicht lassen. Allein stehende junge Männer wartet man in der Hofkapelle vor dem nächsten Besuch einer weißen Frau – dem Geist von Gräfin Louise.

Wilde Jagd und Wolkenspiele

Nach der jüngsten Saison: Trotz Fichte Erhebung können man ihn wilde Jagd und Kartenspiele mehr als seine Linden. Nach einem theatralisch ungenügenden Leben wurde er nicht auf dem Friedhof, sondern auf einem nahen Hügel begraben – wohl mit seiner Handkante und seinem Ross, mit denen er nach immer als „Wilder Graf“ durch die kaschubische Nacht beteten soll.

Am Meer dann wechselte sich Lichtstimmungen und Wolkenspiele, wie Sandstrände und hohe Striktionen ab. Hier, fast wie die Ostsee, schimmern Strandstrahlen in den Dünen. Jetzt, nach dem Regen, verflucht sich das Licht in Ringeformen an ihren Stacheln. Ihre Blüten sind hell ein violetter Hauch. Eine kaschubische Sage will es, dass der Meeresspiegel einst einen Jungen, der seiner Geliebten beim Baden die Kleider stahl, die Straße in eine wunderschöne Blume, die Strandstrahl, verwandelte: „Jeder Wind dich pfücken wollen, doch immer, wenn einer es tut, wird Du unerbittlich schmerzhaft erleiden.“

Vielleicht ist Kaschubien ja ein wenig wie die meisten Menschen mit Dornen und die Menschen unzugänglich, dann unerbittlich schön. ■



- Auf einen Blick - KROKOWA

Schloss Krokowa, Hotel, Stiftung und Museum, ul. Zamkowa 1, 84-100 Krokowa, Tel. +48/56/774 21 1, E-Mail: zamek.centrum@krokowa.pl, www.zamek-krokowa.pl, 84-100 Krokowa

Regionalmuseum, einziges deutsches Museum in Polen, ul. Wolności 1, 84-100 Krokowa, Tel. +48/56/774 21 1, E-Mail: zamek.centrum@krokowa.pl, www.zamek-krokowa.pl, 84-100 Krokowa

Kaschubische Schwäne: Wald- und Hügelland und zübliche Seen, die auf Hausbooten zum „Wasserkontroll“ einladen.

Danzig: Mehrhauptstadt Polens, atemberaubende Historie mit Elberbergern wie den Nobelpreisträgern Günter Grass und Lech Wałęsa und Kulturmagazin mit Geliebten und Kulturhistoriker Altstadt (ca. 70 km von Krokowa).

Ausflüge: Schöne Landschaft, umgeben von Sandstrand, viele Aussichtspunkte auf Ostsee und Putziger Wäld, Fischerdörfer und kleine Seen, Wind- und Kleinfahrer z. B. bei Chylapy (www.ostseeurlaub-polen.de).



Mein erstes Mal

Urtaub im Schnee? Ließ Redakteurin Christine Ritzenhoff bis vor Kurzem völlig kalt. Jetzt wollte sie's doch wissen: Kann man mit 27 noch Skifahren lernen? Oder liegt man nur auf der Nase?

FOTOS MARIA DORNER



Paradies der Schneelassen: Am Kronplatz macht das Herz einen Hüpfen, bevor man auf die Bretter steigt

Wichtiges für Dummies: In Fahrt kommen diese Punkte!

Locker im Schneepflug der Kursleiterin (links) abkoppeln!

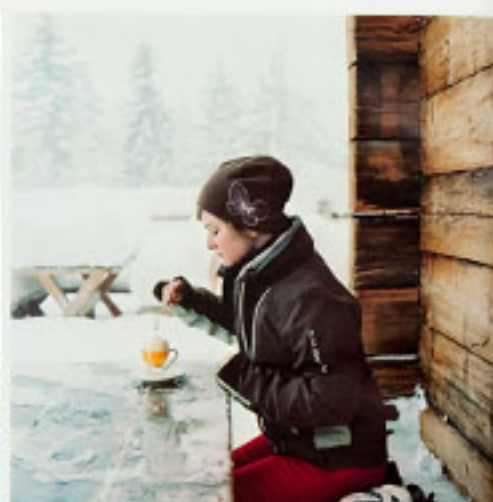


b

ine, lieber Gott, lass mich wieder fünf Jahre alt sein! Weil mir die schmerzhaften Bremsen am Knie dann egal wären. Und ich darauf prüfen würde, ob ich beim Abfahren so locker überkommen wie ein Vollprofi. Windeln? Curves? Was immer ich versuche, es soll einfach nur klappen. Ich will den Berg runterdösen wie die vier Könige, die auf Minikorn und ohne Seile (!) an mir vorbeigahn. Doch Gott macht Mühsamkeit, wieder ich bin weiter 27 und stecke in der



Stille Nacht: Rosenauk bei Moosgaden



Einkaufsbörse: von Aufsteuern eines Berggass auf den Nord-Alp

Klemme – am Rand der Piste in einem Schanzhaaken. Ich lösse jetzt die Skier abschalten, trich an den Baum vor mir lehnen und stizza bleiben. Täglich so. Auch wenn ich dabei zur Fitzapfen werde. Denn plötzlich weiß ich wieder genau, warum ich Skifahrerin immer bescheuert fand...

Mein Skilehrer: kein fescher Sepp, sondern Karl, Alm-Öhi mit Herz

Freunde bellt plötzlich zu Alibiheiligen das „Brettleber“, ich träumte von Strand, Meer und grünem Wiesens. Wörter wie Aggrä-Ski, Zielvorgabe und schwarze Pisten waren für mich größeres Kauderwelsch als Kaulschisch. Ich schimpfte auf die Pisten, die die Natur verschieben, und auf bescheuerte Lieder wie „Antes aus Tiro“, die das Gleiche mit der Kultur machen. Trotzdem beschloss ich vor ein paar Wochen (nach einem Bier zu viel): Euch auszuwählen! Auch mit Ende 20 kann man noch Skifahren lernen. Und heute eine vierstündige Anfängerkarte an

Kronplatz in Südtirol. Laut Prospekt das ideale Skigebiet für Anfänger, mit überschaubarem, gemäßigtem Döckebau und viellem flachen, breitem Pisten. Meine Freunde waren am vorbüß, dass soll von italienischen Eifer. Kein Profifreize, nach einer Woche könnte ich jede Piste ranter, meinen sie, ich dürfte nur keine Angst haben.

Mir mir stehen noch sieben andere 30-Jährige mit wackeligen Beinen auf dem Brettern. Unsere erste Lektion: Skier richtigtragen. Mit der Spitzenschwanz, damit die einen anderen: unabsichtlich ein blaues Auge verpasst (auch wenn sie länger nicht mehr spitz ist). Dann: anschaulich, wofür den Berg hochsteigern, im Schneepflug ein, zwei Meter rausstrecken. Die erste

Kurve (situa!), die zweite (so-kaay), die dritte (gipfel!!!). Wir zackeln in Zeitlupe auf einem als Kletterhilfe konfigurierten Laufband die Kinderpiste hoch und knienessender in langsamen Schritten die 50 Meter wieder runter, noch mal und noch mal. Alles klar, wenn geht's endlich auf die Piste? Ungeduldig pass ich an Peggy, einer Heimleiterin aus Cortina, vorbei um die Kurve. Meine Skier verbodern sich

Aufstehen, aber dalli!

Im Schnee landet man zwar weich und gemütlich, kühlt aber raschnack aus. Skier parallel und quer zum Berg stehen, aufrecht knien, mit den Skis über dem nach hinten hochstemmen. Perfekt.



Du bist im Fing: das Dorfchen Rinsbach am Fuß des Kronplatzes. Rechts: Sandra, aber glücklich: Skifahrerin Rosi



ich lande mit dem Bauch im Schnee. Als Erste und Einzige von uns. Mein Gesicht leuchtet rot wie ein Kirschenblüten. Zweite Lektion: nicht schon nach zwei Stunden übermüdet werden. Hilft nur nicht lang vor. Nächster Nachmittag. Karl hat Preisobst. Ich wage mich ohne Gruppe auf die Piste. Okay, eine für Anfänger, aber eine Piste. Und plötzlich ist es weg: das schelle „Aaaaaaaaah“, das sonst in mir schreit, sobald „Noblesse“ Karl außer Sichtweite war und ich den Hang runterkletterte. Strahlendes Wie Rosi Mittermaier gleite ich dem Tal entgegen, elegant, formvollendet, kein Wackeln, kein Schreien. Der Himmel verwandelt sich zu mir vorbei. Zack, formvollendet den Talar entgegen kahlende auf den Knien, dem Hintern, noch mal den Knien. Für heute reicht's mir! Noch ein kurzes Check: Muskelkater? Polyanalyse. Dafür habe ich einen riesigen dunkelblauen Blaterrguss am Knie. Und suberstruckene Lippen. Wieder was gelernt: sorgen. Fortschritt mit Lichtschutzhilfen einnehmen. Und größere Skischuhe ausleihen, damit diese Hüllenschmerzen am Schenkel nachlassen. Polierinstrumente! Am vierten Tag brast mein Schenkel noch immer, das von Miriam und

Brettl am Kronplatz

- **Nordlichter** fliegen bis München oder Innsbruck (mit Luftansa ab 99 Euro hin und zurück), nehmen sich dort einen Mietwagen. Günstige gibt's über www.autosage.de
- **Info über das Skigebiet** und freie Zimmer vermittelt der Tourismusverband Kronplatz, www.kronplatz.com, Tel. 0039/0471/911640
- **Skiverleih** in Mini-Gruppen: z.B. 4 Tage ab 75 Euro, Privatkunde ab 30 Euro. Info: www.schnee-sport.com

Wie Rosi Mittermaier gleite ich dem Tal entgegen. Noch...

Karl unterbreicht unsere Stunde. „Heute geht's auf den Gipfel“, sagt er, und das Bremsen in den Waden ist vergessen. In meinem Bauch macht sich ein warmes Gefühl breit. Blaua Pisten, rote Pisten, vielleicht sogar schwarze, die für Profis. Das Brettleber hat mich!



Aggrä-Ski? Wo sind die schönsten Pisten?



PHOTOGRAPH BY PHILIPPE BOUAFIA

PHOTOGRAPH BY PHILIPPE BOUAFIA
STYLING BY PHILIPPE BOUAFIA
HAIR BY MICKY MANN AND PAUL

-FLUX



Flight of Fancy

-FLUX



-FLUX



-FLUX



ICH WILL MEHR!

Bei einem Mann würden wir es als Midlife-Crisis belächeln. Aber was, wenn wir selbst plötzlich von einer unbändigen Gier nach Leben, einer Lust auf Abenteuer und Aufbruch befallen werden?

TEXT ANN WOLFF

Jetzt ist es also amtlich: Als ich kürzlich in der Praxis meines homöopathischen Seelenheiligers saß und ihm beizubringen versuchte, in welchem Spannungsfeld zwischen Lebenslust und Todesangst ich mich seit einigen Jahren befinde, lachte er hysterisch auf und rief: „Sie sind ja wie ein Mann – in der Midlife-Crisis!“ Dass er nicht angewidert die Nase rümpfte, rechne ich ihm an. Er ist ein konservativer Mann. Aber er hat trotzdem recht. Ja, ich habe eine unbändige Energie, ja, ich will

raus. Ja, ich träume von einem Gefährt, mit dem ich auf und davon düse. Ja, ich rauche wieder, ich komme manchmal erst morgens nach Hause, kurz bevor meine Kinder zur Schule aufbrechen, ich zetere über die „Spießler“ in meinem Umfeld, und, ja, ich habe mich in einen jüngeren Mann verschossen. Zu meinem 45. Geburtstag hat mir mein Lebensgefährtin eine Glückwunschkarte geschenkt, darauf ein lachender weißbärtiger Harley-Fahrer und der Satz „Lass es krachen, Alter!“. Leider gibt es solche Karten nicht

für Frauen. Angeblich ist die Midlife-Crisis ja nur was für Männer. Das muss sich dringend ändern. Ich reklamiere dieses letzte männliche Privileg auch noch für mich. Als Frau. Und ich bin nicht die Einzige. Zwei meiner Freundinnen sind schon aufgebrochen, eine zog es gerade in die Wüste und die andere in die Arme eines Abenteurers. Es sind turbulente Gefühle, sie machen nicht nur Spaß, sondern auch Angst. Also habe ich Orientierung gesucht und ansatzweise gefunden in dem Buch des Evolu-

Parallel zu meiner Angst wuchs ihr Gegengift, vermutlich aus Überlebensinstinkt.

Diese Lebenslust!

Sie war getrieben von den Gedanken:

Jetzt mach endlich Ernst!

Tu, was du immer schon tun wolltest!

Wann, wenn nicht jetzt?

tionsbiologen David Bainbridge. Es heißt „Wir Middle-Ager. Unsere besten Jahre“, und der britische Autor bemüht sich da gewitzt um eine Ehrenrettung von uns Menschen zwischen 40 und 60. Indem er behauptet, in seinem Mittel-Alter sei der Mensch dermaßen ausbalanciert zwischen Schöpfung und Zerstörung, Gefühl und Verstand, dass ich mich glücklich schätzen könnte, endlich am „kognitiven Höhepunkt im Leben des intelligentesten Lebewesens im uns bekannten Universum“ angelangt zu sein. Die „Midlife-Krise“ hält der Forscher David Bainbridge allerdings für eine Erfindung von Leuten, die sich über Männer mittleren Alters lustig machen wollen. Was er schreibt, ist sehr interessant, aber teils penetrant optimistisch und in mancher Hinsicht auch falsch. Denn: Ich bin eine Frau und in der Midlife-Krise! Und die ist verdammt ernst zu nehmen. Wenn man ihr auf den Grund geht. Es begann, als ich Mutter wurde. Da kam mir plötzlich der Gedanke, dass mein Leben endlich ist. Bis dahin hatte ich in dem Glauben gelebt: Du hast noch so viel Zeit! Freunde, die mit dem Älterwerden nicht klarkamen und zu

ihren Geburtstagen traurig wurden, habe ich nicht nur ausgelacht. Ich habe sie wirklich nicht verstanden. Wir sind doch noch jung!, sagte ich. Doch plötzlich schien mein Leben nicht mehr vor mir zu liegen. Sondern hinter mir. Es war eine schlagartige Erkenntnis. Als hätte ich mich plötzlich umgedreht, zum ersten Mal. Ich erschrak zutiefst.

Was hatte das mit den Kindern zu tun? Meine Freundin meinte: Man bekomme Angst vor dem eigenen Tod, weil einen die Kinder brauchen. Ich überlegte: Jetzt, da ich Leben geschaffen habe, würde mir eben auch sein Ende bewusst. Der positiv denkende Biologe Bainbridge würde es mir so erklären: Ich wollte Kinder wegen der Arterhaltung, doch damit hätte ich beileibe nicht meine Pflicht getan. Die Pflicht der Mittel-Alten sei es, ihr Wissen, ihre Erfahrung und ihre Pflege an die Nachkommen weiterzugeben. Dafür sei dieses einzigartig lange Middle-Age des Menschen da. Der über ein einzigartig großes Gehirn verfügt. Das Informationsvolumen von außen braucht, weil seine Gene allein den Menschen nicht

wie andere Lebewesen zum Überleben befähigen. Mein halbes Leben läge also noch vor mir: damit ich das Hirn meiner Nachkommen mit Kultur und Menschlichkeit voll stopfen kann.

Das ist eine schöne Idee, ich werde sie umsetzen. Aber sie reicht mir nicht. Denn ich kann mich selbst nicht ganz vergessen. Es hat mich mal, da waren meine Kinder noch sehr klein, in Rom eine Traurigkeit überwältigt. In Rom hingen Anfang Dezember Mandarinen an den Bäumen, beim Mopedfahren blies der Wind durch die Haare, und ich konnte tun, was ich wollte. Ich fühlte mich frei. Ich fühlte mich „wie früher“. Als ich noch keine Familie hatte. Ich dachte: Diese Freiheit, das ist dein eigentlicher Aggregatzustand. Als ich wieder zu Hause war und meine Kinder in die Arme schloss, weinte ich. Aus Scham. Und über den Verlust meines alten Ich, in meinem ersten Leben.

Ich glaubte, diese meine Vergangenheit abschließen zu können. Oder zu müssen. Und das war vermutlich der Moment, als ich mich abwendete, mich umdrehte – und das Leben plötzlich nur noch halb so lang erschien. Ich versuchte die Angst zu überhören, und sie wurde leiser. Es war nicht mehr die Angst vor dem Ende. Es wurde eine vor dem Stillstand. Stillstand bedeutet: Das Leben ist jetzt halb rum. Leider ist es heutzutage sehr lang. Das Wesentliche ist getan. Und so geht das jetzt immer weiter. 40 Jahre. In langer Weile.

Ich beobachtete die Leute um mich herum, und die meisten schienen sich damit zu arrangieren, in der ewig gleichen Wiederholung des Alltags, auf dem Sofa, in ihrer Komfort-Zone. Einige brachen aus, mit wahnsinnigem Furore, und zerstörten ihre Beziehungen und Familien. Beides wollte ich nicht: den Stillstand

nicht und das Ende auch nicht. So lag ich vor dem Einschlafen allabendlich im Bett und fiel aus allen Bezügen. Ich starrte in den Raum wie ins Nichts. Die Leere. Es ergibt doch alles – außer meinen Kindern – keinen Sinn. Oft fühlte ich mich lebendig begraben. Das war genau genommen keine Angst vor dem Tod. Es war Angst vor einem Verlust an Leben.

Doch parallel zu dieser Angst wuchs ihr Gegengift, vermutlich aus Überlebensinstinkt. Diese Lebenslust! Sie war getrieben von den Gedanken: Jetzt mach endlich ernst! Tu, was du immer schon tun wolltest! Wann, wenn nicht jetzt? In mir wuchs eine Kraft, wie ich sie so zuvor nicht gekannt hatte. Ein wenig erinnert sie mich an die Energie, die die Hausfrauen-Mütter meiner Freunde damals bekamen, als ihre Kinder aus dem Haus waren. Da machten sich diese Frauen noch mal auf. Während ihre Männer zusehends abbauten, nachdem sie eben noch schnell auf Cabrio und Geliebte abgefahren waren. Nur dass ich heute komplett anders lebe: Ich war nie Hausfrau und fühle mich, gerade jetzt, eher wie ein Mann.

Ich änderte meinen Kurs, als säße ich in einem Boot, in dem ich jahrelang vor der Küste herumgeschippert war, und ruderte aufs offene Meer hinaus. Da wollte ich hin, unbedingt. Ich ließ mich nicht mehr einfach treiben. Aber ich sagte nicht NEIN, ich sagte JA. Vor allem im Beruf, zu mir selbst, zu meinen eigenen Ideen, Wünschen und Reisezielen. Zum Beispiel wollte ich eine Reportage über Kinderarbeit in Usbekistan machen. Anstatt mich wie sonst mit dem Gedanken abzuspeisen, dass das viel zu gefährlich, zu weit und ich keine Auslandsreporterin sei, setzte ich mich mit der größtmöglichen Selbstverständlichkeit



Mode gegen den Mainstream

Soll man am Kleidungsstil die sexuelle Orientierung ablesen können? Unsere Autorin erzählt, warum sie als Lesbe erkannt werden möchte

Zuletzt war ich fasziniert von dem Look meiner Freundin. Ich mochte ihre coolen Outfits. Leicht getragene Jeans, zu einer Zeit, als ich mich selbst noch in „Skinny“ zwängte. Sie trägt gerne Hemden, nicht allzu tailliert, deren Ärmel sie hochkrempelt und dazu Chucki- bis weinige, flache Turnschuhe, als ich nur in High Heels und Ankle Boots herumlaufe. Und ich liebe ihre Haare, so eine ganz spezielle Kurzhaar-Prise, wie sie eben nur Lesben tragen. Ich dagegen hatte einen blonden Bob, der mich in seiner Eintönigkeit und Einfachheit langweilte. Ich war der personifizierte Hetero-Look.

Die Veränderung kam schleichend. Zuerst schnitt ich mir die Haare kurz. Keine tiefen Ausschnitte, keine engen Minikleider und Röcke mehr, die mit typischen Weiblichkeitsbildern in Einklang gebracht werden konnten. Ich wollte Unabhängigkeit in allen Bereichen und allen voran in dem sichtbarsten, nämlich dem meiner Kleidung und Frisur. An die Stelle der feminisierten Kurzhaarfrisur trat ein radikaler Ironienwechsel. Die Seiten auf drei Millimeter rasiert, das Oberhaar lang und meistens zu einer Tolle gestylt.

„Wow“, schoss mir durch den Kopf. „Jetzt bin ich im Homo-Club.“

Die Diskrepanz zwischen meinem Haar und dem Inhalt meines Kleiderschranks war anfangs verblühend. Mittlerweile trage ich vorwiegend linste Jeans, Straight, Baggy oder Boyfriend-G-Star avanteurde zu meiner Lieblingsmarke. Meine Handtaschen habe ich gegen Lederersatzmaterial eingetauscht, High Heels gegen Chucki, in verschiedenen Ausführungen und Farben.

Kurzum, jetzt erkenne man meine sexuelle Identität auch an meinem Aussehen. Mir ist es sehr wichtig, sowohl von den Heteros als auch von den Lesben als Lesbe erkannt zu werden. Gleichartig lese ich viel Wert auf Individualität. In meinem heterosexuellen Umfeld ist das freilich kein Problem, da ich mich durch meinen neuen Look von anderen Frauen vollkommen unterscheide. Aber auch in der lesbischen Community schaffe ich es immer noch, mich trotz Anpassung in einigen Punkten herauszuheben.

Mir gefällt der androgynere Look einfach mehr als alles, was ich vorher ausprobiert hatte. Ich habe das Gefühl, mich gefunden zu haben. Der englische Romanautor Quentin Crisp sagte einmal: „Stil heißt, genau zu wissen, wer man ist und dazu zu stehen.“

Auf meinen stilistischen Wandel erlebe ich eine neue, heterosexuelle. Die



„Jetzt erkennt man meine sexuelle Identität an meinem Aussehen.“ Unsere Autorin - hier im Bild - erzählt, warum man ihr Lesbischein auch sehen soll.

sexuellen und damit, dritten, die Bedrohung unendlich zu machen. Denn viele Männer sind immer noch davon überzeugt, das Recht, eine Frau zu begehren, für sich gepachtet zu haben. Außerdem verstehen sie nicht, wie man sie verschmähen und eine Frau vorziehen kann.

Das zweite Extrem, Diskriminierung, ist mir erst mit dem neuen Kurzhaarschnitt begegnet. „Ist das ein Mann oder eine Frau“, hörte ich vor kurzem eine männliche Stimme in spöttischem Ton hinter mir herrufen. Ein kurzes Lächeln brachte mir über Gesicht und der Gestalt. „Wow, jetzt bin ich im Homo-Club.“ Ich lehnte mich zurück und sah mich an. „Lesben mit kurzem Haar sind doch in erster Linie Ausgrenzung. Manuela Kay, Chefredaktin des einzigen lesbischen Lesbenmagazins L-MAG, sagt: „Lesbische Selbstbewusstsein ändert sich darin, sich immer ganz öffentlich

maskulin, also als sogenannte „Butch“ aufzutreten. Der Grund, warum sich manche Lesben männlich kleiden, hat sich über die Jahrhunderte verändert: Anfangen von einer schlichten Notwendigkeit, um unentdeckt und ungetroffen mit einem anderen, feminin gekleideten Frau zusammenleben zu können, pasten sich lesbische Paare später, in Ermangelung anderer Modelle, dem heterosexuellen Paar an. In ihrer Erscheinungsweise als männlicher und weiblicher Part, als klassischer Butch/Femme-Paar.

In Feminismus-Kingdoms ging es um das Ausweichen aus der traditionellen Frauenrolle. Und heute geht es darum, Geschlechtergrenzen bewusst aufzubrechen, mit dem maskulinen Stil zu spielen. Oder wie Manuela Kay sagt: „Vielen, was mit männlich verbunden wird, ist lediglich frei, cool, verspricht mehr Beweglichkeit und passt eben zu Aktivitäten, die ebenfalls als männlich gelten.“

klassisch, stylisch, modisch/im Trend, sportlich, lässig, alternativ, feminin, maskulin, androgyn.

Wer sich gar nicht festlegen möchte, kann auch „individuell“ eingehen. Trotzdem gilt in der breiten Öffentlichkeit, wie auch innerhalb der schwul-lesbischen Community nach wie vor, Lesben seien Modestaffel und liefen immer in maskulinen Einheitslook rum. „An jedem Kleiderschrank ist ein Stückchen Wahrheit“, sagt Manuela Kay. „In erster Linie liegt es aber daran, dass Lesben sich im Gegensatz zu Schwulen noch weniger öffnen. Warum mehr Top-Models, Mode-Designerinnen, und Schauspielern offen statt versteckt lesbisch, würde die Welt staunen, wie mode-affin manche Lesben sind.“

Lesben vorzuziehen, sie seien Modemuffel ist. (Hetero)

Keine Spur vom maskulin-lesbischen Einheitslook. In der Berichterstattung über den Christopher Street Day wird für Interviews dennoch weiterhin nach den schillernden Paradiesvogeln als Vorzeigefrauen verlangt, wie Rita Bruns, Pressesprecherin des Münchner CSU, jedes Jahr wieder bedauert. Das Klischee, Schwule seien für alternativen Trendsetter, wird von den Medien seit jeher populärisiert. Und prominente Schwule stehen gerne in den Katern ein, wie Modedesigner Michael Michalsky in einem Interview mit dem Nachrichtenmagazin Spiegel. Auch er attestiert Schwulen ein überproportional hohes Trendbewusstsein und propagiert gleich noch seine Vorurteile zum Thema Lesben und Mode. Er fähle sich mit Lesben nicht verbunden, sehe sich nicht an ihrer Seite. Ausser dem würden sich Schwule über Lesben wundern, die sich so gern wie Bausenbeiter, Holzfäller und Holzwesensmenschen kleiden. Wie

models geschafft. Privat trägt sie hauptsächlich Feinstrick-Unterhemden. Sängerin Beth Ditto, die sich selbst als „moderne Femme“ bezeichnet, zielt mittlerweile sogar die Cover von Modemagazinen. Aber auch nicht-prominente Lesben legen Wert auf Mode und Marken. Dabei bedienen sie sich vieler Subkulturen, sei es Punk, Bikers, Rockers, Rockabilles, Gravers und natürlich oft aus der Männerwelt, weil viele nach wie vor gegen das traditionell Weibliche in der Mode rebellieren und sich nicht damit identifizieren – so auch ich. Mode und Identität gehören für mich genauso zusammen wie Mode und Individualität. Der Soziologe Georg Simmel erklärt in seinem Werk „Philosophie der Mode“ von 1905, dass Mode in Spannungsbogen von Sozialisation und Individuation, Abgrenzung und Anpassung entsteht. Lesben vorzuziehen, sie seien Modemuffel, ist genauso lächerlich, wie zu behaupten, heterosexuelle Frauen seien immer konstant. Anfe-



WISSEN

DEMENTZ

Am Ende der Kräfte



VON ANSBRED VOCIAND

Zunächst fällt vielleicht auf, dass die Ehefrau plötzlich den Weg nach Hause nicht mehr findet. Den Schlüssel verliert, im Supermarkt steht und vergessen hat, was sie dort eigentlich wollte. Dann hat sich die Demenz in das Leben der Familie geschlichen, das geschieht bei vielen in Deutschland. Und für die Angehörigen beginnt ein Kampf gegen eine Erkrankung, gegen die sie zwar kleine Siege erringen, die große Niederlage am Ende aber nicht vermeiden können. Ein Kampf, der die Pflegenden oft an das Ende ihrer Kräfte bringt, das berichten 59 Prozent der Befragten im aktuellen Pflegereport der Deutschen Angestellten-Krankenkasse (DAK). Eine erschreckende Zahl.

In der gleichen Befragung fordern Angehörige daher mehr Unterstützung in der Pflege der Menschen mit Demenz. Völlig zu Recht. Noch viel zu oft werden die Familien der 1,6 Millionen Demenzerkrankten in Deutschland mit der Erkrankung allein gelassen. Bis sie nicht mehr können. Dabei wissen Mediziner längst, dass Familienmitglieder, die gut über die Krankheit informiert und im Alltag unterstützt werden, seltener an Depressionen leiden als andere. Hilfe ist nötig, von Seiten der Ärzte, der Krankenkassen, der Gesellschaft.

Angehörige brauchen Hilfe, um die Erlebniswelt der Patienten besser zu verstehen

Es beginnt schon damit, dass oft keine klare Diagnose gestellt wird. An welcher Stelle von Demenz leidet der Angehörige? Ab wann seine Gedächtnisprobleme vielleicht eine andere Ursache? Ist die Diagnose einmal gestellt, können Familien sich darauf einstellen. Waren sie vorher ungeduldig, wenn der Angehörige nicht mehr flink war wie früher, bringen sie nach der Diagnose mehr Verständnis dafür auf.

Besonders aber brauchen Angehörige Hilfe, um die Erlebniswelt der Patienten besser zu verstehen. Ihr Verhalten wirkt plötzlich oft komisch, als lebten sie in ihrer eigenen Welt. Wenn zum Beispiel der Patient, der früher eine Autowerkstatt führte, eine Frau plötzlich anruft, doch bitte geglättete Schuhen festzuschieben statt zum Herumzustehen. Oder wenn er nicht zum Mittagessen kommen will, weil doch in der Werkstatt bleiben muss. Man sagt, dass er seit 15 Jahren in Berlin ist und an Dementia leidet, wird ihn nur beleidigen. Statt dessen sollten Angehörige auf ihn eingehen. Doch das können Familien nur lernen, wenn ihnen professionelle Hilfe angeboten wird. Oder wenn Angehörige sich austauschen können, wie an manchen Kliniken bereits stattfindet. Dann wissen sie besser, wie sie aus ver-



FOTO: MARIA DORNER/FLANSCY/STUDIO

VON CHRISTINA BERNDT

Abschalten, bitte

Es täte der Seele gut, kaum einer schafft es: zumindest an freien Tagen mal das Handy in Ruhe zu lassen. Ein Ratgeber zur digitalen Entgiftung

Nurlich auf dem Weg zur Arbeit das Handy zu Hause liegen lassen? Noch mal zurückgegangen, um es zu holen? Schon gut, das heißt noch nichts. Man muss ja heute nicht mehr fürchtig erklärt zu werden, nur weil man wegen seines Handys einiges auf sich nimmt. Nicht mal mehr schlafen muss man sich dafür, wie noch vor zwei Jahren, als nur jeder Dritte in einer Umfrage in US-Haushalten eher druckensend einräumte, er würde sein zu Hause vergessenes Smartphone auf jeden Fall holen. Egal, wie lang der Weg ist.

„Smartphone-Zombies“, Smartphone-Zombies, war mal ein Begriff für junge Leute, die es nicht lassen können, ständig ihre Handys anzutatschen, inzwischen sind fast alle Menschen Smartphone-Zombies, außer ein paar sehr technikreservierten Zeitgenossen vielleicht, die das Internet für eine neue Erfindung haben und von „Schlaftelefonen“ reden, wenn sie Smartphones meinen. Die Vorstellung jedenfalls, man würde in eine kurze Auszeit fahren, wie das in diesen Tagen viele machen, und hätte das Handy aus Versehen zu Hause gelassen, mag man

wenn Menschen ihre Smartphones nicht, wie Wissenschaftler gestützt haben, 2617-mal pro Tag berühren würden. Während Eltern den Zugriff ihrer Kinder oft noch begrenzen, wissen sie nicht so recht, welche Grenzen für sie selbst gut wären. Das Handy begleitet sie ständig, es wandert vom Frühstückstisch über den Schreibtisch auf den Nachtschrank. Und unbeachtet liegt es da zu.

„Nie abschalten zu können, ist aber Gift für die psychische Gesundheit“, sagt Klaus Lieb, Direktor der Psychiatrischen Klinik an der Universität Mainz. Er beklagt, dass „uns heute oft die Inseln der Erholung in unserem Alltag fehlen“. Das Smartphone

und Kommentaren. Das aktiviert das Belohnungszentrum im Gehirn, das bald immer mehr davon will. „Soziale Netzwerke suggerieren, eingebunden zu sein“, sagt Hilbert. Das Schlimmste aber ist, dass die ständige Ablenkung auf Dauer die Aufmerksamkeit reduziert. Schon wenn man nur erwartet, dass bald eine Nachricht eintrifft, sinkt die unsere Konzentration, sagt der Braunschweiger Neurobiologe Martin Korte. Nach dem Lesen einer Mail braucht man Minuten, um sich wieder vollständig auf das zu konzentrieren, was man vorher gemacht hat. Der Mensch ist zur bedingt zum Multitasking befähigt. Es stresst ihn, wenn

stören, sagt die Hamburger Philosophin Ina Schmidt. Es ist ein klares Zeichen: Es könnte jederzeit sein, dass etwas wichtiger wird als das Gespräch mit dem Gegenüber. „Das Handy suggeriert, dass mir die Aufmerksamkeit nicht ungeteilt zur Verfügung steht“, sagt Schmidt. „Disconnect to reconnect“, empfiehlt deshalb auch die Soziologin Sherry Turkle vom Massachusetts Institute of Technology. „Wir sollten stärker darüber nachdenken, wie wir miteinander kommunizieren wollen.“

Die Überzeugung, als teils analoges Wesen den Nonstop-Nutzern moralisch überlegen zu sein, ist gewiss Motivation. Am besten aber funktioniert auch digitales Fasten immer noch mit klaren Regeln, denn der Geist ist oft schwächer als die Anziehungskraft des Touchscreens. Und kalkuliert Schwierigkeiten mit ein. Wer sich zur schwarzzügig vormittags, „weniger aufs Handy zu gucken“, wird scheitern. Zu viel Optimismus kann hemmen, sagt die Psychologin Gabriele Gettings, die an der New York University zum Thema Erwartungen forscht. In ihren Tests waren Menschen motivierter, die zwar auf einen Erfolg hofften, aber Schwierigkeiten konkret vor Augen hatten und sich überlegten, wie sie diese umschiffen können. Man kann

Unter Wasser

In der Südsee hat die große Umsiedlung begonnen. Sie zeigt, was Europa noch bevorsteht > Seite 36

Jungle World

dschunnigel



Hipster-Hund



Andreas Hartmann weiß, woher die Hipster kamen und wohin sie gehen ■ Esther Buss über die Ausstellung »Am Set« ■ Roger Behrens erinnert an den Sozialphilosophen Ulrich Sonnemann ■ André Anchuelo befürchtet, dass die Gesellschaft judenfeindlicher ist, als die Antisemitismus-Studie behauptet ■■ Dossier: Lukas Meschik lauscht dem Dröhnen des Universums

Die Welt taumelt von Krise zu Krise. Mittendrin gibt es ein Land, dem es trotzdem sehr gut geht: Deutschland. Alle wissen das. Nur die Deutschen nicht. Sie hören nicht auf, Angst zu haben. Aber muss das denn sein? Gibt es nicht auch in diesem Land ein paar verwegene Menschen, die an die Zukunft glauben? Eine Reise in die Zuversicht.

Von Alex Rühle

Da hinten wird's hell

Es ist schon merkwürdig in einem Land, in dem es den Menschen so gut geht wie nie zuvor in einem Land, in dem mittlerweile Spanien, Italien, Italien, Italiener ziehen, weil es sich hier angeblich um ein Vielfaches besser leben lässt als bei ihnen zu Hause in diesem Land ist die große Mangelware mittlerweile die Zukunft. Und wenn man Nachrichten liest, kann man den Eindruck gewinnen, dass der einzige Rohstoff, der in Deutschland permanent produziert wird, die Angst ist. Nun gibt es gute Gründe, sich zu sorgen: Seit 2008 wirkt es, als sei ein Orkan in das gemäßigtere Europa eingebrochen, und die Politiker stehen in diesem Sturm herum wie ganze Statuen, gelähmt und gelähmt zugleich. Das ganze Projekt Europa kommt ins Wackeln, zugleich entfällt das Vertrauen in alle Erklärungsmechanismen des Kapitalismus. Ein Kollege, der eigentlich immer mit menschlicher Gelassenheit durch unseren Medienalltag schneidet, erzählt, er habe jetzt 10 000 Euro in bar zu Hause, weil ja bald die Banken zusammenstürzen. Und Alexander Knopf vergleicht unser aller Situation im Interview mit der politischen Großwetterlage 1912. 1912? Das heißt ja, der Weltkrieg steht schon vor der Tür!

Menschen von fern und nah, deren Dachstuhl auf 16 000 Quadratmetern zu bestaunen, Hunderte reiner Räume, Handflächen, ein Fluss, auf dem kleine Boote an Schilfwäldern vorbeiziehen, das Geschehen von Teleskopgläsern, der scharfe Geruch eines Ozeans, den man aber gerade nicht sieht, weil die Tiere hier so viel Platz haben, dass sie sich stunde lang verstecken können vor der Neugier der Menschen. Da man auf Metalligkeit verzichtet und die Tiere nur durch Wasser, Büsche oder Abstände voneinander trennt, könnte man glatt vergessen, dass sie in dieser großen Tropenhalle Europas überhaupt in Gefangenschaft sind.

Der Plan ging auf: Zoodirektoren aus aller Welt reisen nach Leipzig

Wenn Jörg Junbold einen Gast durch sein hoch erdichtetes Gondwanaland führt, knurrt man immer, er rufe auf einem goldenen Käfigflügel über die verschlungenen Dschungelpfade, darauf stolz bewegt er sich durch sein Reich. Während draußen alles aus den Fugen gerät, hat hier drinnen einer die ganze Welt noch mal in Schönheitsglanz der Leipzig Oberbürgermeister dachte anfangs, er habe es mit einem Wohnzimmern zu tun, als Junbold ihm von seinem weitgrößten Plan berichtet. Koerperpunkt 10 Millionen Euro. Die Rechnung ging aber auf, seit der Eröffnung haben sich die Zuschauerzahlen verdoppelt, die Zoodirektoren der ganzen Welt kommen angereist, um sich diese Halle anzusehen.

Der Großvisionär

Vielleicht sollte man die Suche nach solchen Menschen im Osten der Republik beginnen. Sie sind erst in den letzten Jahren

einen massiv ängstigen sollte. Sorgen, das ja, aber man muss glauben, dass Europa das schon hinterkommen wird. Zum anderen: „Was kann die Krise nur recht sein. Die Menschen wollen den Alltag auch mal genießen und hier einen schönen Tag erleben.“

Lehmkühn hat 2009 einen Appell verfasst, bitte alle Wohlhabender höher besteuert zu werden, einen Appell, für den er von vielen verlacht und von einigen scharf angegriffen wurde. Wenn heute Warren Buffett dasselbe sagt, wird weltweit mit dem Kopf geschüttelt, „aber damals musste ich den Appell mit dem Satz belegen: Wir sind keine Spinner.“ Da wurde noch von Werteverfall und Skandalen die Rede, und die Ungleichheit zwischen

besitzern, sich als Reiche orten wollen. Lehmkühn selbst hat in den neunziger Jahren eine beträchtliche Summe verdient. Und dann verwandelt festgestellt, wie schnell sich dieses Geld, für das er selbst nie hat arbeiten müssen, verstreute. Lehmkühn und seine Mitarbeiter fordern, jeder, der mehr als 500 000 Euro besitzt, solle zwei Jahre hintereinander jeweils fünf Prozent seines Vermögens zahlen. Einbringen würde das mindestens 50 Milliarden Euro. Danach sollte die Vermögenssteuer wieder eingeführt werden. Das Geld sollte in Bildung, Ökologie und soziale Gerechtigkeit fließen.

Klingt sehr schön. Und? Wie viele Leute haben seinen Appell unterzeichnet? Das ist die Frage, die man stellen sollte. Nun hat nicht jeder 500 000 Euro auf dem Konto. Was also kann man denen raten, die nicht reich sind, trotzdem aber an Sozialerstattung interessiert sind? Die sollten sich vielleicht mal mit



Knopf, so stellt sich ein passender Mensch, ist bei der Bewegungsbildung, in der Wahlkämpfe mit Tönen ihres Vermögens Kampagnen von NGOs laufen. „Oh, dann sind Sie ja einer von den 2,2 Millionen, die Dieter Lehmkühn als Ziel nicht unterschreiben haben.“ Stimmt. Aber das heißt doch nicht, dass ich den nicht gut finde. Ich mache ja viel mit meinem Geld. Man bloß nicht jeder wissen.“

Leider führt dann der Zug, und man kann nicht mehr fragen nach dieser irritierenden Überstimulation. Friedlich, Lehmkühn, Knopf, alle drei sind politisch interessierte Menschen. Alle drei aber reden, wenn es um Politik geht, nur von NGOs, sozialen Bewegungen, privatem Engagement. Von der Politik scheint sie sich kaum etwas zu erwarten, sondern scheint die „Occupy“-Bewegung, die direkt nach dieser Reise für einen Tag die deutschen Städte besetzt, wie eine logische Folge aus all diesen Gesprächen, dem Unbehagen, ja der reinen Legitimation. In die die westlichen Demokratien durch ihre permanente Notstandsprobleme längst geschüttelt sind.

Der Fachmann

Man kann, wenn dann mal wieder ein Zug in Braunschweig hält, weiterfahren nach Göttingen, wo Forwin Bandelow eine Professor für Psychiatrie innehat. In den Talkshows wird er oft als „Angstprophet“ tituliert, er selbst vielmehr, während



Panf Tage, fünf Städte, eine Bahnstrecke – auf der Suche nach Menschen, die ähnlich optimistisch durchs Leben gehen wie die beiden Herren hier. Ob ja, einfach nur Zusammenstöße würde auch schon reichen. Fotos: Maria Dörner/planetarium; Portrait: Ingo; Bernd Hartung/Agentur Focus; Herd Galochka/picture-alliance; privat (2); Larry Busser/Getty

Man wünscht sich, sich ein anarchisches Lachen mal aus Berlin zu hören.

Das Fasziarotunde an Gnarr und Denkfaktor ist, dass sie im Gespräch permanent hin- und herwackeln zwischen Ernst und Komik. Sie haben die Schuldenprobleme neuorganisiert, planen ein neues Vertriebskonzept, haben ethnische Vorkämpfer und wollen radikale humanistische Strukturen implementieren, man kann sich von niemand auf der Ebene freigeschalteter Weblogs „Berliner Boykott“ überlegen.

Dann aber erzählen sie im selben Tonfall davon, dass sie jetzt eine Botschaft in London eröffnen wollen. Eine Botschaft? Haben sie denn Personal für so etwas? „Personal war nicht“, sagt Gnarr. Und was soll passieren in der Botschaft? Das Wichtigste wird das Informationsmanagement über gar nichts. Und der Balkon muss stehen. Da können die Londoner ihren Mühsalgenossen und sich einmal im Leben was wichtige Politiker fühlen.“

Gnarr sagt, er würde unbedingt noch mal antworten. „Ich gründe eine neue Partei, die Zukunftspartei der Ehrlichkeit oder so. Dann stell ich linker Lesende auf, die ich gar nicht kenne und kenne ich durch die Talkshows. Ich weiß, ich habe Politik gemacht. Anfangs dachte ich, die Politik würde mich nicht ändern, dann kam dieser ein Druck, aber ich gelbe Dessenring.“

Den Zügen wird weiterhin deutschlandweit von den autonomen Zündfern Zwangspersonal verwendet. Es wird wenig davon Gehörtes hören, wie man die Dardaneellen aus Afghanistan zwingt, indem man S-Bahnen nach Königswinterhausen überlegt, aber man kann die Zeit ja auch anders nutzen. Man kann etwa in Braunschweig im August zum fahren, um dort einen W-Jugendlichen Herrn zu besuchen, der sich noch an die neunziger Jahre erinnert. Stefan Bröding litt nicht an seinem nichtgeliebten Angen an und sagt, die Geschichte hat keinen wie eine Wundertüte, „es passiert immer wieder das Gleiche, und doch ist alles anders.“ Bröding wurde 1954 geboren, „seien Tage vor Ausbruch des Krieges“

er sich in Antikittel und Turnschuhen schlingt in den Baracken fällt, ruhig und unverwundlich. Als er vom Besuch bei Herrn Bröding hört, knirscht er die Stirn. Bandelow glaubt nicht daran, dass sich im kollektiven Gedächtnis der Deutschen eine Angerrenzierung an die Inflation eingepreist hat. „So was gibt es nicht“, sagt er auf seine hagen-herbe Art. „Ich glaube an die Vier-Wochen-Bergel, Fukushima, was für ein Scheiß, und heute ist es so weit weg.“ Genauso großer Ungehörigkeit die German Angst zu sein. „Angst“ ist eben überall gleich aus. Schauen Sie einen an, die Hypothekengeldgeber sind in Nuancen überein.“ Haben wir also gar nicht mehr Angst als andere? Und hat Bandelow in sich die letzten Zeiten nicht

Man spürt eine große Wut, wenn Friedrich erzählt. Über die Selbstverleumdung der einstigen rot-grünen Machtelite. Aber auch über die Jungpolitiker, die sie anschreibt – Christian Lindner, Kai-Inhove zu Gattensberg, Philipp Mißfeldt – und die sich alle nicht ändern wollen. Neben anderen, dass eine starke Bewegung anfangen können. Jetzt sitzt sie in einem Berliner Café und man kann ihre Redeweise in einem Wort zusammenfassen: Fehlanzeige. „Schöder sagte, meine heutige Extraktion über ihn sei mein Problem, ich hätte mir 1998 als neue Jungwähler einfach zu viel erhofft. Und die Ökonomen sagen, Schuld und Verantwortung seien keine Kriterien, die in ihrer Welt relevant seien.“

Man spürt eine große Wut, wenn Friedrich erzählt. Über die Selbstverleumdung der einstigen rot-grünen Machtelite. Aber auch über die Jungpolitiker, die sie anschreibt – Christian Lindner, Kai-Inhove zu Gattensberg, Philipp Mißfeldt – und die sich alle nicht ändern wollen. Neben anderen, dass eine starke Bewegung anfangen können. Jetzt sitzt sie in einem Berliner Café und man kann ihre Redeweise in einem Wort zusammenfassen: Fehlanzeige. „Schöder sagte, meine heutige Extraktion über ihn sei mein Problem, ich hätte mir 1998 als neue Jungwähler einfach zu viel erhofft. Und die Ökonomen sagen, Schuld und Verantwortung seien keine Kriterien, die in ihrer Welt relevant seien.“

Das ist die Idealistin. Nun hat nicht jeder 500 000 Euro auf dem Konto. Was also kann man denen raten, die nicht reich sind, trotzdem aber an Sozialerstattung interessiert sind? Die sollten sich vielleicht mal mit



Schön eingespannt

Die prächtigen Brauerei-Rösser von der Wiesn kennt und liebt jedes Kind. Aber was machen die stolzen Kaltblüter eigentlich die restlichen 50 Wochen des Jahres? SERVUS entdeckte sie in einem wahren Pferdeparadies, im niederbayerischen Regen bei der Familie Falter – und erfuhr, dass ausgerechnet die Traditionspferde gar keine echten Bayern sind.

TEXT: CHRISTL RAUNER FOTOS: MARIA DORNER

trilit aliquam ex eugiamcore tet, vent la coreet laore dolore del ut wis auglatetue vel dolumsandre magnim quis duisl ut iusci tate dolerissed min utatis dunt num nostrud ex eugue facinclisi La amcon ea aut vel ut dolore feuguer senit laorera esectem zziurero eu feuisis nulputpate

anderen Tiere verletzen würde. So ist der Falter-Stall inzwischen eine reine Männer-Wirtschaft geworden. „Weilst sonst nie a Ruah im Stall kriagst“, so der Baptist, haben die Falter auch ihre Percheron-Stuten weggegeben. Ein paar Mal im Jahr dürfen die reinrassigen Hengste allerdings für aushängigen Nachwuchs sorgen...

RABENSCHWARZ MÜSSEN SIE SEIN

Früher züchteten die Falter die Percheron noch selbst. Doch, auch wenn's hart klingen mag, ein Großteil der Fohlen hat nicht das Zeug, um in einem Falter-Gespann zu laufen. „90 Prozent der Fohlen san Schimmel oder habn weiße Flaß“, erklärt Baptist. Echte Rappen müssen es sein, die „rabenschwarzen“ (daher auch der Name). Baptist: „De san am seltensten und am schönsten.“ Da muss ein Rosserer beim Kauf schon aufpassen, damit ihm kein Schimmel als Rappe angedreht wird. „A Rappe is bei der Geburt mausgrau. Is des Fohlen schwarz, dann is a Schimmel.“

Baptist kauft seine Percheron Rappen, wenn sie maximal zweieinhalb Jahre alt sind. Dann beginnt für ihn ein hartes Stück Arbeit. „Wenn's zu uns kemma“, sagt er, „kenna sie nix, san absolut wüld.“

Ganz langsam und behutsam muss ein junges Pferd das Fahren im Gespann lernen. Erst einspännig 14 Tage lang. Dann braucht es lange Ruhe. Erst nach einem halben Jahr kann Baptist ihm ein älteres, erfahrenes Pferd zur Seite stellen, um es zweispännig zu fahren. Bis es schließlich reif und diszipliniert genug ist, in einem Sechsspänner zu bestehen, bis es gut zieht, richtig geht und sich trotz seines Temperaments nicht aus der Ruhe bringen lässt, vergeht ein Jahr.

Baptist junior ist schon wie Vater, Opa und Urgroßvater mit den Pferden großgeworden. Mit fünf war er das erste Mal beim Kötztlinger Pfingstritt dabei, seit er 15 war, hat er mit den Pferden im Wald gearbeitet.

So paradiesisch die Percheron bei den Faltern auch leben, im Alltag müssen sie echte Arbeit verrichten. Das ist wichtig, schon um ihre geballte Energie freizusetzen. 35 Hektar Wald sind zu bestellen. Da erst zeigt sich so richtig die perfekte Ausbildung. „Bei der Arbeit im Wald, wenn de Pferde die Holzstämme aus dem oft nassen, verschneiten und steinigen Gelände ziehen,



trilit aliquam ex eugiamcore tet, vent la coreet laore dolore del ut wis auglatetue vel dolumsandre magnim quis duisl ut iusci tate dolerissed min utatis dunt num nostrud ex eugue facinclisi La amcon ea aut vel ut dolore feuguer senit laorera esectem zziurero eu fe

von Bubi, einem elfjährigen Wallach. Der drängt zärtlich die Nüstern an die Wange seines Retters, als wollte er noch immer Dankbarkeit dafür zeigen, dass ihn der Baptist von einem Pferdehändler gekauft und vor einem ungewissen Schicksal bewahrt hat. Aber wie sind die Franzosen, die Kaltblüter-Rasse Percheron, nun ausgerechnet nach Regen gekommen? „Mei“, sagt der Senior, „des is a längere Gschicht.“

Die Falter sind Rosserer seit Generationen. Der Großvater und der Vater züchteten noch das Süddeutsche Kaltblut, ein in Niederbayern weit verbreitetes braves und fleißiges Arbeitstier. „Aber des Geschäft is immer schwieriger gwoedn. In de 50er Jahr war's auf amoi vorbei mit de Pferd“, erzählt Baptist sen. „Koana hat's mehr für die Landwirtschaft braucht, für ois habns moderne Maschinen erfunden.“ Als die Familie von der Pferdezucht nicht mehr leben konnte und der Vater aufhören wollte, sollten die Pferde an die Bauern der Umgebung gehen.

ZU SCHÖN, UM NUR HART ZU ARBEITEN

Wäre nicht der Baptist, damals noch ein junger ehrgeiziger Mann, gewesen, hätte er nicht mit seinem Bruder Sepp jene entscheidende Reise in die Normandie gemacht – ja, dann würde es den Pferdehof Falter heute wohl nicht mehr geben.

Damals, im Jahr 68, traf Baptist eine schicksalweisende Entscheidung: Er kaufte drei Percheron-Rappen. Einst galten die Kaltblüter, in deren Adern durch frühe Einkreuzungen auch arabisches Blut fließt, als der „Stolz Frankreichs“. Benannt nach der Perch, einer Hügellandschaft im Südwesten Frankreichs, wo ihre Wiege stand, gilt die Normandie als Heimat der edlen Tiere.

Baptist sen. war begeistert, als er die stattlichen, großen Pferde sah: die langen muskulösen Schultern, den ausdrucksstarken Kopf mit der breiten Stirn, die temperamentvollen Augen. Massig und doch so leichtfüßig und geschmeidig. Die perfekte Mischung, bildschön! Aber zu schön, um nur hart in der Landwirtschaft zu arbeiten.

Mit zwei Hengsten und einer Stute im Hänger fuhr Baptist sen. beim nach Pöschetsried. Es waren die ersten Percheron in ganz Bayern. „Erst hamma mit de Pferdli no as Bier ausgehrt für d' Brauerei“, erinnert er sich. Aber schnell wurden die prächtigen



AUS LIEBE ZUM MÜNCHNER GWAND

Die schöne Biedermeiertracht schien schon fast vergessen. Bis sich ein paar Männer und Frauen aus dem Stadtteil Lehel auf eine historische Suche begaben und Erstaunliches herausfanden.

TEXT: CHRISTL RAUNER FOTOS: MARIA DORNER



Kropfband mit Perlen, dann ohne; und die Hauben wurden mit der Zeit auch immer kleiner. Völlig klar: Wollten die Lechler irgendwann einmal optisch was hermachen, mussten sie sich für eine Zeitspanne entscheiden. Renate Seeber: „Wir wählten die Dekade von etwa 1820 bis 1830.“

WEM GEHÖRT DIE RIEGELHAUBE?

Was aber macht nun ein echtes Münchner Gwand aus? „Das Wichtigste ist natürlich die Münchner Riegelhaube“, sagt Renate Seeber. Mit Betonung auf „Münchner“! Denn die Urhebererschaft auf den prächtigen, mit Gold- und Silberfäden, Perlen und Pailletten bestickten Brokat-Kopfschmuck der

Frauen hatten längst andere bayerische Seidte und Regionen für sich reklamiert.

„Zu Unrecht!“, sagt die Chef-Trachtlerin entschieden. „Heute wissen wir, die Riegelhaube wurde in München erfunden und auch zuallererst getragen. Erst dann verbreitete sie sich in ganz Süddeutschland.“

So mussten sich die „Lechler“ auch in der großen bayerischen Trachtenfamilie, vor allem bei den Oberländern, Respekt verschaffen. Renate Seeber: „Die waren anfangs schon a bissel herablassend zu uns ‚Stadtern‘, weil es früher immer hieß, die Münchner haben kein eigenes Gwand und damit auch keine Tradition als Trachtler. Selbst der sonst sehr populäre Münch- ➔“



Mit Stolz und viel Würde trägt Nina Schmidlein ihr Biedermeiergwand, das die Mutter in unzähligen Stunden genäht hat. Besonderer Blickfang ist das schwarze, fein bestickte Mieder mit dem Gschür und seinen symbolträchtigen Anhängern. Foto rechts: Hübscher Schmuck muss sein – wie die verspielten Biedermeierohrringe. Flohmärkte sind wahre Fundgruben.



Wie man es auch beschreiben mag, es sind Empfindungen wie diese, die Renate Seeber und ihre Vereinsfreunde, Männer, Frauen, Kinder, vereinen – den Bäcker, die Apothekerin, die Schneiderin, den Lehrer.

Dabei zu sein, mitzulaufen in einem Festzug, sich im schönen Münchner Bürgergwand von der feschesten Seite zu zeigen, das ist das Höchste für die Trachtler. Dafür reisen sie rund 20-mal im Jahr auf eigene Kosten durch die Lande, treten an Fronleichnam und zum Leonhardritt, bei Jubiläumstagen und Trachtenfesten auf – und opfern gerne ihre ganze Freizeit.

Wer sind diese Lechler? Woher stammen sie? Und: Haben sie auch ein Anliegen?

Beginnen wir mit ein paar kleinen Kuriositäten, wie dem Irrtum um ihre Herkunft. „Kommen Sie denn alle vom Lech?“, wird Renate Seeber oft gefragt. Weil heute sogar manche Münchner nicht mehr wissen, dass das Lehel früher mal „Lechel“ hieß. Der einstige Vorort gab dem Verein den Namen.

BRAUCHTUMS-DETEKTIVE UNTERWEGS

Und da ist die Chronik. Recht kurz fällt sie aus. Weil die Lechler für einen Brauchtumsverein noch richtige Vereinsküken sind. Gerade einmal 22 Jahre gibt es sie heuer.

Das Neueste aber ist: Ausgerechnet sie, die Trachten-Narrischen, sind durch einen Zufall aufs Münchner Gwand gestoßen.

Renate Seeber: „In der Pfarrgemeinde St. Anna im Lehel gab es schon in den Siebziger ein paar Männer und Frauen, die sich regelmäßig in der Kirchenarbeit engagierten. Als ein junges Paar betrauen wollte, und zwar in Tracht, hatte die Gruppe eine Idee. Die Frauen wollten das Paar im Münchner Kellerinnengwand, im plüsierten Rock, mit Mieder und Bluse, überraschen.“

Das Problem war nur: Wie bekommt man ein solches Gwand, möglichst original? Sie hatten keine Ahnung, aber Spaß daran, alles darüber herauszufinden.

Im Jahr 1990 gründeten sie den Verein. Mit dem Zweck, das Münchner Gwand zu fördern, zu erhalten und zu verbreiten. Von Bürgern, wie es sie auch im „Lechel“ gab, in dem damals noch nicht die feinen Herrschaften, sondern Handwerker, Flößer und Ziegler verkehrten.

Eine schwierige Sache, wie sich bald zeigte. Feinste Brauchtums-Detektivarbeit mussten die Gründungsmitglieder leisten. Wie die frühere Vorsitzende Eva Tomasini, die unermüdlich Ausstellungen und Museen besuchte, jedes Exponat mikroskopisch auf Hinweise durchsuchte – um schließlich fest-

Auf Biegen und Stechen

Wenn sich beim Starnberger Fischerstechen die Kontrahenten gegenseitig vom Brett stößen, ist das auf den ersten Blick eine Riesengaudi. Doch dahinter steckt eine alte Tradition und auch viel Weisheit vom Leben.



Er hat große bernsteinfarbene Augen, ein verschmitztes Lachen, bei dem seine weißen Zähne nur so blitzen, eine drahtig-sportliche Figur – Kilian Schropp, 22, ist einer, den reifere Semester einen „fischen Burschen“ und junge Mädchen einen „echt süßen Typen“ nennen. Als wir ihn treffen, zeigt sich der Kilian von seiner unübertroffen niedlichsten Seite – mit Babyhäubchen, Windelhose, Schnuller im Mund. So kommt er uns an der bunten Bootshütte an der Starnberger Seepromenade entgegen.

Nein, man muss sich nicht um ihn sorgen. Mit dem Kilian ist alles in bester Ordnung. Er ist pumperligund – und mit dem Fasching hat er sich auch nicht in der Jahreszeit vertan. Kilian zupft das umgebundene Lätzchen um seinen Hals zurecht, grinst und sagt: „A lustiges Kostüm muas ma beim Fischerstechen scho habn. Des gehört dazu. Da habn d'Leut glei was zum Lacha.“

Das ist garantiert! Alle fünf Jahre wieder. Wenn in Starnberg nach alter Tradition die Fischer zum Prinzregent-Luitpold-Fischerstechen antreten und der Reihe nach in voller Maskerade ins Wasser platschen – dann ist das eine Mordsgaudi. Zuletzt 2007. Heuer ist es wieder soweit.

SANDREROSTIS NUMMY NONSE.

Diesmal möchte es der Kilian unbedingt schaffen: Er will der nächste Fischerkönig vom Starnberger See werden. Das Babyhäubchen soll der Krone weichen. Darauf hat er sich lange vorbereitet – und die Werten auf ihn stehen gut. Schon vor fünf Jahren, als er sein Debüt gegeben hat, als Jüngster – der Benjamin unter den Fischern – schaffte er auf Anhieb den vierten Platz.

„Natürlich ist des ois a Riesenspaß“, sagt Kilian, „aber wenn i mitmach, dann wui a gwinna.“

Auf den ersten Blick scheint das Fischerstechen nur ein lustiger Wettkampf zu sein, ein Spektakel auf dem Wasser, das seit jeher die Zuschauer lockte und deren Schadenfreude aufs Feinste kitzelte.

So frohlockte schon der Schriftsteller Ludwig Steub (1812-1888) in seinem Büchlein „Sommer in Oberbayern“ über den Wettstreit im Jahre 1860: „Das von männiglich mit banger Freude erwartete Fischerstechen besteht in folgender Unterhaltung: zwei Nachen, die langsam gegeneinan-



Dit inisil ulla facipsum init aut augait, volore tie erostrud mincindit et praesecte duisim et alit irilit acilla faccumsandit illandre te dolent velit vendre vulla faccum exerit init wis alismod tat. Ut nonullut lut autatatum qui blaore modipsu stili.

Seiltanz, bei dem man auf einem elastischen Schlauchband zwischen zwei Bäumen balanciert. „Des is ähnlich wackelig wie später auf dem Brett!“, sagt der gelehrte Fischwirt, der traditionell im Geschäft vom Vater arbeitet.

Inzwischen hat auch das Training auf dem Wasser begonnen. Zweimal die Woche, nach Feierabend, vor der Bootshütte der Wenzels in Starnberg. Berufsfischer, Sportfischer (die in einer eigenen Wertung starten), Ruderer. Das ist dann auch jedes Mal ein Wiedersehen unter Kollegen. Die meisten sind doch immer wieder dabei.

Wie Peter Dechant, 49, Sohn von Dreifach-Sieger Paul Dechant, xx, der heuer das fünfte Mal aufs Brettl geht: „I bin zwar ned so ehrgeizig wie da Vater, der früher scho immer den ganzen Winter über Krafttraining g'macht hat und auf irgendwelche Balken rumgeturnt ist. Aber die Familientradi-

tion halt' i aufrecht, auch wenn für mi mehr der Olympische Gedanke zählt. Dabei sein ist alles.“

SANDREOSTIS NUMMY NONSE.

Dabei hat der Junior gerade beim letzten Mal eine blendende Figur gemacht – bis, ja bis die Stechlanze eigene Wege ging. „I hab' meinen Gegner schon drin g'habt im Wasser. Da haben's plötzlich g'sagt, das war ein unerlaubter Tiefschlag“, erzählt Peter Dechant und lässt zu seiner Verteidigung mit einem Augenzwinkern wissen: „Mei Gegner hat um den Bauch rum so viel Angriffsfläche g'habt, da musste ma glatt abrutschen!“ Offiziell ist's noch ein dritter Platz geworden. „Aber gefühlt“, sagt er und grinst breit, „war ich der Sieger der Herzen.“

Dass beim Fischerstechen trotz der Gaudi alles mit rechten Dingen zugeht, überprüfen eine Menge Leute. Allen voran Hans

Rauh, xx, vom Heimat- und Trachtenverein, der vor dem Stechen noch mal das Metermaß anlegt, damit auch alle Vorschriften eingehalten sind. Standbrett nicht breiter als 26 cm. Es muss 100 cm über das Boot rückwärts hinausragen, wobei die äußeren 70 cm als Standplatz für den Stecher gelten. Die darf er Richtung Boot nicht überschreiten. Länge der Stechlanzen: exakt 2,80 m.

Beim Stechen geht's besonders streng zu. Die Stecher müssen maskiert, Oberkörper und Schultern bedeckt sein. Strengstens verboten: Gegner festhalten oder schlagen, Stöße unter die Gürtellinie oder ins Gesicht. Sonst droht Qualifikation.

Mehrere Schiedsrichter überwachen die Einhaltung der Regeln. Aber die sind halt auch nur Menschen und können ihre Augen nicht überall haben, wie geschehen beim letzten Stechen.

Da hat sich unbemerkt am Hals eines ☒



Lesequismodo consequis nostisil ent nos am, sequam, commy nim velit nos dolor ate dolere min utpat, scribh endipit ing essectum qui bla zugiatie magnim doloreetum ex eraestrud tio odit acilit volendreet veros ex et cum zzriustis num enim luscil inis aliquat.



maria dorner
fotografie
schraudolphstr.16
80798 münchen
0179-2193413
maria@mariadorner.de
www.mariadorner.de

